

Abonnements:
Monatlich 55 Pfg. ausschließlich
Trägerlohn; durch die Post be-
tragen bei Selbstabholung viertel-
jährlich Mark 2.10, monatlich
70 Pfg. — Erscheint an allen
Wochentagen nachmittags.

Telegramm-Adresse:
„Volksstimme, Frankfurt/Main“.
Telephon-Anschluß:
Amt Hansa 7435, 7436, 7437.

Volksstimme

Insertes:
Die 6 gespaltene Zeile kostet
15 Pfg., bei Wiederholung Rabatt
nach Tarif. Inserate für die tägliche
Nummer müssen bis abends 8 Uhr
in der Expedition Wiesbaden
abgegeben sein. Schluß der In-
seratenaufnahme in Frankfurt
am Main vormittags 9 Uhr.

Postfachkonto 529.
Uniondruckerei, G.m.b.H.,
Frankfurt a. M.
(nicht Volksstimme adressieren!)

Sozialdemokratisches Organ für Wiesbaden-Biebrich-Rheingau, Lahntal, Westerwald

Verantwortlich für Politik und Allgemeines: Dr. Max
Quarz, für den übrigen Teil: Gustav Hammer,
beide in Frankfurt a. M.

Separat-Ausgabe
Redaktion, Verlag und Haupt-Expedition: Frankfurt a. M., Großer Hirschgraben 17.
Redaktionsbüro: Wehrstr. 49 **Wiesbaden** Expedition: Bleichstraße 9
Telephon 1026. Telephon 3715.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Georg Maier. —
Verlag der Volksstimme Maier & Co. — Druck der
Union-Druckerei, G.m.b.H., sämtl. in Frankfurt a. M.

Nr. 243.

Samstag den 17. Oktober 1914.

25. Jahrgang.

Die Deutschen am Kanal.

Schwere Kriegsarbeit in Galizien. — Ein englischer Kreuzer zerstört.

Der amtliche Tagesbericht.

(Wiederholt, weil nur in einem Teil der gestrigen Auflage.)

Großes Hauptquartier, 16. Okt. (W. B. Amt-
lich.) Die Russen versuchten am 14. Oktober sich wieder in den
Besitz von Lyl zu setzen. Der Angriff wurde zurückgewiesen.
800 Gefangene, 1 Geschütz und 3 Maschinengewehre blieben in
unseren Händen.

Brücke wurde am 14. Oktober, Ostende am 15. Oktober
von unseren Truppen besetzt.

Hessige Angriffe der Franzosen in der Gegend nordwest-
lich von Reims sind abgewiesen worden.

Die Franzosen melden in ihren amtlichen Bekanntmachun-
gen, daß sie an verschiedenen Stellen der Front, z. B. bei Berry
au Bac, nordwestlich Reims, merkliche Fortschritte gemacht
hätten. Diese Meldungen entsprechen in keiner Weise den
Tatsachen.

Der Leidensweg der belgischen Armee.

Der Kriegskorrespondent des „Nieuwe Rotterdamse
Courant“, der loeben aus Nordfrankreich kommt, drahtet von
der Grenze folgendes: Die Ueberreste der belgischen Armee
von Antwerpen und aus der Umgegend von Ostende haben
sich vergebens zu konzentrieren versucht. Sie sind völlig des-
organisiert abgezogen und zwischen Dünkirchen und einige
Kilometer unterhalb worden. Die Franzosen werfen dort Be-
festigungen auf. Gestern nachmittag um 2 Uhr wurden diese
Befestigungen von bedeutenden deutschen Streitkräften aller
Waffengattungen angegriffen. Es ist anzunehmen, daß
diese Streitkräfte die Franzosen zurückgeworfen haben und
die Deutschen dürften jetzt in der Gegend von Dünkirchen
sein, das von den Verbündeten verstärkt ist. Der große Ver-
bindungsweg von Brügge über Ostende nach Neuw-
port ist in der Gewalt der Deutschen. Es sind in der
Gegend von Dünkirchen und Boulogne bald größere
Kämpfe zu erwarten. Auch der Korrespondent der „Daily
Mail“ gibt zu, daß die Verbündeten östlich Gent eine ziemlich
schwere Niederlage erlitten haben. Schwere deutsche Artil-
lerie habe sie bei ihrem nächtlichen Rückzug aus einer Stellung
nach der anderen vertrieben. Eine Brigade, die sich verirrt
hatte, weil die Offiziere nicht des Weges kundig waren, hatte
bedeutende Verluste.

In Paris glaubt man, nach zensurierten Depeschen der
„Refr. Bg.“, daß die Deutschen beabsichtigen, den linken Flügel
der Verbündeten zu umfassen und die Küste entlang über Dün-
kirchen nach Boulogne vorzugehen, um von dort den Vor-
marsch auf Paris zu versuchen. Demgegenüber haben
die Verbündeten starke Kräfte zwischen der Nordsee und dem
flämischen Ruis zusammengezogen. Die Verbindung der Reste
des belgischen Heeres mit den Verbündeten sei aber gesichert,
was ja auch die obigen Meldungen des Rotterdammer Blattes
bestätigen.

Der große Hafenplatz Ostende, die vornehmste Station
für die Schiffsverbindungen nach England, fiel am Donner-
stag in deutsche Hände. Die englischen Truppen, die auch hier
die Belgier im Stich ließen, wurden beim Gerannabeh der
Deutschen teilweise in südlicher Richtung weiter dirigiert, zum
Teil vor Schiffen verladen. Englische Kriegsschiffe kreuzen in
der Nordsee in der Höhe des Hafens. Die Zahl der englischen
Truppen, die von Ostende aus nach Südwesten weiterziehen,
wird auf 30 000 Mann geschätzt. Das Amsterdamer „Handels-
blad“ meldet aus Ostende vom Donnerstag: Heute morgen
war der Auszug der Flüchtlinge bei der Dämmerung des
Tages noch trauriger. Fischerboote, voll besetzt mit Menschen,
legten dicht bei der Küste hin und auf dem Strandboulevard
bewegte sich wieder ein Zug von Menschen, die nach der
Grenze zogen. Militärautomobile rasten vorbei. Man wollte
dafür sorgen, daß die Deutschen nichts Brauchbares in Ostende
finden, und man hat die Verhinderung, Motorräder und
Automobile nach Holland mitzunehmen. Die Deutschen waren
jedoch noch 50 Kilometer bei Geloo, wo eine deutsche Rad-
fahrpatrouille von 30 Mann stand, wenigstens dort noch die
Küstenlinie auf dem Rathaus wehte. Von Gent aus
kamen drei oder vier Regimenter Deutsche mit Feldgeschützen,
vermutlich, um die feindlichen Truppen abzuschneiden. Auch
das war unnötig, denn die Belgier zogen so schnell wie mög-
lich nach dem Westen, wohin wußte man nicht, aber es ging
so eilig, daß sie nicht einmal die Batterien einrücken konnten.
Und die Kanonen stehen bespannt längs der Wege. Nur bei
Quatrecht wurde noch ein wenig gefochten. Zwischen Melle
und Quatrecht fanden wir plötzlich ein dreieckiges Schlachtfeld,

wo totes Vieh auf den frischen Gräben lag. Auf beiden Seiten
des Weges zogen kilometerlange Abteilungen deutscher Land-
sturmkolonnen nach dem Westen. Welch ein Unterschied an
dieser Stelle und auf der anderen Seite, wo belgische Patrouil-
len auf ihren Rädern herumfahren, wo Mitraillieren zwischen
Sträuchern stehen, um im Regen zu rosten. Auf belgischer
Seite wird es ein Patrouillenkrieg.

Die Reorganisation von Antwerpen.

An Stelle des ziemlich unfähigen Antwerpener Bürgermeisters
de Vos ist der Abgeordnete Dr. Brand als Stellvertreter der Bürger-
meister von Antwerpen getreten. Er führt die Unterhandlungen
mit den deutschen Behörden. Brand ist einer der fähigsten Köpfe
Belgiens. Er hat sich einen internationalen Namen gemacht durch
seine erfolgreichen Arbeiten zur Herbeiführung internationaler
Verträge für das Seerecht. Er spricht geläufig deutsch und ist vor
allen Dingen einer der eifrigsten Vorläufer des Platonismus
in Belgien. Er ist ein Mann, der deutsche Wissenschaft und deutsche
Kultur kennt, und seine Bemühungen gehen jetzt vor allen Dingen
dahin, die Antwerpener zur Rückkehr zu bewegen. Unter anderem
ließ er den nach Holland geflüchteten Beamten und Arbeitern der
belgischen Eisenbahnen eine Reihe von Bedingungen übermitteln
und forderte sie auf, so rasch wie möglich nach Belgien zurück-
zukehren, da es ihre Vaterlandsliebe verlangen müsse, daß die
Eisenbahnen so rasch als möglich wieder hergestellt würden, um
die Flüchtlinge in ihr Vaterland zurückbringen zu können. Das
Eisenbahnpersonal hat sich jedoch bis jetzt noch nicht bereit erklärt,
zurückzukehren, und nur einige wollen den Dienst wieder auf-
nehmen.

Der „Rotterdamse Courant“ meldet vom 15. Oktober: Die
deutsche Militärbehörde forderte, wie verlautet, von der Stadt
Antwerpen die volle Unterhaltung der starken Besatzung. Die Ver-
ordnung, daß die Türen der bewohnten Häuser auch nachts offen-
gehalten werden müssen, ist zurückgezogen worden, jedoch muß auf
den Korridoren ständig Licht brennen.

Nach einer bei dem Norddeutschen Lloyd von einem nach Ant-
werpen entenden Inspektor eingegangenen Depesche wurde der
Reichspostdampfer „Gneisenau“ von den Belgiern oder
Engländern unterhalb Antwerpen auf belgischem Gebiet ver-
senkt. Das Schiff liegt bei Ebe etwa zu zwei Dritteln unter
Wasser, so daß sich vorläufig noch nicht feststellen läßt, inwieweit
die Maschinen beschädigt sind. Sämtliche Boote sind durch kleine
Böcher unbrauchbar gemacht worden, ebenso die Hospitaleinrich-
tung. Danach dürfte der „Gneisenau“ vollständig verloren sein.

Der Korrespondent des „Nieuwe Rotterdamse Courant“
gibt aus Antwerpen eine farbige Schilderung. Außerordent-
lich wohlgepflegte deutsche Offiziere traf ich im Schloß beim Früh-
stück, vollkommen ruhig und ohne irgendwelches Aufsehen zu
machen und auch ohne Anstoß zu erregen, während Gruppen von
Antwerpener Herren ebenfalls an den anderen Tischen saßen.
Einige luxuriöse Kolonnen machten Versuche, mit den Siegern ein
Offensiv- und Defensivbündnis zu schließen. Bei einem Rund-
gang durch die beschädigten Stadtteile bemerkt der Korrespondent,
daß gerade das Gebäude der „Metropole“, jener Zeitung, die am
allermächtigsten den Feldzug gegen Deutschland geführt hat, voll-
ständig durch eine Granate vernichtet worden ist. Einige hundert
Schritte weiter war die Straße vollständig mit weggenommenen
belgischen Uniformen bedeckt. Rüden und Dosen, Ausrüstungs-
stücke, Abzeichen höherer Offiziere, Labern, Tornister, Waffen
und Schuhe zu Tausenden waren hoch aufgeschüttelt, und davor
stand ein langer Güterzug, und Arbeiter waren damit beschäftigt,
Güterwagen mit diesen Uniformstücken zu füllen.

Die holländische Regierung verbietet nach zensur-
ten Amsterdamer Depeschen der „Refr. Bg.“ die Ausfuhr von
Kartoffeln. Innerhalb kurzer Zeit ist auch ein Ausfuhr-
verbot für Butter, Käse, Schweinefleisch und ähnliche
Nahrungsmittel zu erwarten. An der Börse laufen Gerüchte,
daß England Tabak als Kriegskonterbande erklären werde. Da
große Mengen Tabak aufgeschüttelt sind, die Deutschen gehören, so
würde eine derartige Maßnahme große Unannehmlichkeiten im Ge-
folge haben.

Londoner Blätter schlagen vor, England solle den Unterhalt
für 600 000 belgische Flüchtlinge an Holland be-
zahlen und sie nach Irland bringen, wo sie sich unter der katho-
lischen Bevölkerung heimischer fühlen würden.

Bei der „Eroberung“ Belgiens.

Erlebnisse eines Italieners.

Im „Corriere della Sera“ erzählt ein Berichterstatter, wie er
unfreiwillig hinter die Reihen der deutschen Truppen in Belgien
geriet. Er war mit einigen Kollegen aus Paris nach der Schlacht
an der Aisne gestochen und hatte sich mit den größten Schwierig-
keiten, mehrmals verhaftet und bedroht, durchgeschlagen.

Am 3. Oktober war er in Tournai und erlebte den Rückzug der
französischen Besatzung, die aus etwa 2000 meist afrikanischen

Leuten bestand. Gegen mittag kam der Italiener in dem Städtchen
an, wo alle Geschäfte geöffnet und die Bevölkerung ganz ruhig war.
Eine große Menschenmenge drängte sich in der Straße. Plötzlich
hieß es: Da sind sie! Einige furchtsame Bürger versteckten sich in
ihren Häusern. Drei Mann, hoch zu Ross, auf die Lanzen gestützt,
ritten ein. Kein Wort fiel. Alles blieb an den Häusern stehen.
Auf dem Hauptplatz fragte der erste Mann, den Revolver in der Hand,
nach der Straße, die nach Lille führt. Kräftig oder sechs Hände wiesen
ihm dienstbereit die Richtung. Nach wenigen Minuten kam ein
Radfahrer, ermüdet, bestaubt und sagte zu jedem, der ihn be-
trachtete: „Bonjour, bonjour.“ Dann wurde die Bewegung immer
stärker: Kraftwagen, Motorräder, Radfahrer, Mannen. Die meisten
gehen vorüber, einige bleiben und besetzen das Polizeiamt, Stadt-
haus und Bahnhof. Nach vier Uhr hört man einen erregten Gesang,
ganze Regimenter rücken von Brüssel heran. ... Vor der Däm-
merung ist der Zug vorüber. Die ganze ... Brigade ist vorüber-
gezogen. In der Stadt bleiben nur einige hundert Mann, die zum
Generalstab gehören. Nach 9 Uhr noch bleiben viele Geschäfte ge-
öffnet. Bestaubte Soldaten treten ein. Fast alle laufen Brot, sie
zahlen alles in bar. Im Gasthof, wo der Italiener wohnte, kamen
einige Offiziere zum Abendessen, ganz ruhig, ohne Erobererminne.
Seit diesem Abend — so erzählt der Berichterstatter — be-
greife ich nicht mehr, warum so viele vor den
Deutschen geflohen sind, und nun elend in Frank-
reich herumirren. —

Wir sind mit einem Fahrrad aus Tournai entkommen. Dieses
in Belgien sehr verbreitete Bewegungsmittel ist sehr selten ge-
worden, da zuerst belgische und französische, nachher deutsche Trup-
pen alle Räder requiriert haben. Wir fahren gegen Arras, um wo
möglich der deutschen Invasion zu entkommen. Wir fürchten vor
allem für unsere Räder, das einzige Mittel, um in diesen Zeiten
schnell vorwärts zu kommen. Schon nach 2 Kilometern begegnen
wir einer Radfahrpatrouille. Wir steigen ab und zeigen unsere
Pässe, die voller französischer Stempel und Beglaubigungen sind.
Die Soldaten verstehen nur das Wort „Italiani“, fragen uns nach
der Adresse des Geschäftes, wo wir die neuen Fahrräder gekauft
haben und lassen uns ziehen. Wir atmen auf. Mit demselben
Erfolg begegnen wir nach mehreren Patrouillen. In Ordesies stoßen
wir auf deutsche Soldaten mit einem Offizier. Der Ort liegt in
Trümmern. Hier werden wir endlich festgehalten und verhört.
Umständlich sehen wir dem Offizier auseinander, wie wir zuerst
durch die französische, dann durch die deutschen Linien gedrungen
sind. In der lebenswichtigen Weise geleitet uns der Major in
das einzige Haus, das unversehrt geblieben ist, und erklärte uns:
„Sie werden hier unsere Gäste sein, bis der General über Ihren
Fall entschieden hat.“

Ein Leutnant, der vorzüglich französisch sprach, spielte den
italienischen Journalisten gegenüber den Dauschern. Seine Lie-
benswürdigkeit wird von dem Berichterstatter bedingungslos ge-
rühmt. Trotzdem war er froh, als er am nächsten Tag, nach einer
auf einer mit uraltem Hausrat vollgepackten Diele schlaflos ver-
brachten Nacht vom deutschen General freigelassen und mit den zur
Weiterreise durch das von deutschen Truppen besetzte Belgien nötigen
Ausweispapieren versehen wurde.

Die Ohnmacht Englands in der Nordsee.

Die „Neue Züricher Zeitung“ bespricht die Aussichten
Englands für eine Niederzwingung der deutschen Flotte in
sehr pessimistischem Sinne.

Ausgezeichnete Bedingungen für das Nordseegefecht,
die fast undenkbar Ermöglichung des Einganges in die Ost-
see, die Furcht vor der unheimlichen Tüchtigkeit der deutschen
Fuchs- und Torpedoboote machen es den englischen Admiralen
unmöglich, die deutsche Flotte zum Kampf zu zwingen. Die
Ausschiffung von Landtruppen an der deutschen Nordsee-
küste, die bei der geringen Wassertiefe ausgedehnt werden
müßten, erscheint ebenso undurchführbar wie die Besetzung
von Amsterdam. Mit hin sind die Aussichten für die Eng-
länder sehr, sehr gering. Dazu kommt noch die Ueberlegenheit
der deutschen Mantelringgeschütze, die 220 Schuß abgeben
können, während die englischen Drahtrohrgeschütze bereits nach
60 Schüssen Ausbrennungen erleiden, somit ihren Wert in-
folge eingebüßter Treffsicherheit völlig verlieren. Der eng-
lischen Industrie war die Herstellung von Mantelring-
geschützen nicht möglich, weil sie außerstande war, genügend
große Stahlblöcke in der erforderlichen Güte herzustellen.

Also auch hierin zeigt sich Deutschlands unbedingte
Ueberlegenheit, wodurch die an sich ungleiche Partie zu seinen
Gunsten beeinflusst wird.

Auch der militärische Mitarbeiter der Londoner „Times“ be-
schäftigt sich neuerlich mit einem deutschen Angriff gegen England
und schreibt: Wir müssen erwarten, daß wir in unserem Heimat-
land angegriffen werden. Das kann aber nur durch eine Truppen-
expedition geschehen. Die Seeverteidigung eines Landes
wie England bietet große Schwierigkeiten, nicht nur, weil

eine große Schäre wegen der ausgedehnten Rüste notwendig ist, sondern auch, weil die britischen Truppen auf dem Kontinent sind, und wegen des Mangels eines nationalen Heeres, das nun in der Bildung begriffen ist. Die Gefahr, die die Unterseeboote bieten, hält oft eine große Flotte von ihren Bestimmungsorten fern. Die Zepeline und die Minen legen dem Admiral Jellicoe eine große Verantwortung auf. So lange die Deutschen Fortschritte machen, besteht die Möglichkeit, daß sie Truppen unter dem Schutze alliierter Kriegsschiffe aus Land setzen können, während die Hauptflotten an anderen Orten im Kampfe sind. Es gibt deutsche Häfen genug, wo eine Viertelmillion Mann schnell eingeschifft werden kann. Um so mehr Grund ist vorhanden, daran zu denken, als der Kampf auf dem Festlande hoffnungslos und anstrengend zu sein scheint, so daß es für die Deutschen fast nicht zu ertragen ist. Antwerpen's Schicksal zeigt, daß Deutschland sich in einem Gebiet festzusetzen sucht, von wo es einen Schlag gegen England richten kann. Aber das ist nicht Strategie, sondern Abenteuerhoffnung auf Glück. Je weniger Chancen Deutschland auf dem Festlande hat, um so eher bereitet es einen Vorstoß gegen England vor, aber um so weniger Wahrscheinlichkeit besteht auch, daß es Glück hat.

Jeder sucht sich eben über Mißerfolge zu trösten, so gut es kann!

Von der großen Schlachtlinie in Frankreich.

Die Londoner „Morning-Post“ schreibt über die Kämpfe in Frankreich: In der letzten Woche machten die Deutschen heftige Angriffe, um das Zentrum der Verbündeten zu durchbrechen, sie wurden jedoch zurückgeschlagen, aber die Kämpfe waren sehr ernst. Es gibt Zeiten, wo die Deutschen Terrain zu gewinnen scheinen, aber im ganzen bleiben die Stellungen die gleichen. In der letzten Nacht sah ich, berichtet der Korrespondent der „Morning-Post“, wie 10 000 Mann französischer Infanterie auf schnellen Motorwagen von einem Hügel nach dem anderen geschickt wurden. Auf der ganzen Linie wird der Kampf fortgesetzt, aber nicht gleich intensiv. Größtenteils scheinen sich die Parteien damit zu begnügen, den Feind an ihre Anwesenheit in ihren Stellungen zu erinnern. Sobald Infanteriebewegungen beobachtet werden, treten die Geschütze in Tätigkeit, besonders abends, wenn die Abteilungen in den Schützengraben stattfinden. In manchen Stellen liegen die feindlichen Schützengräben nur wenige hundert Meter voneinander entfernt. Jede Bewegung ist mit der größten Gefahr verbunden. Zu Zeiten sieht es aus, als ob man gegenseitig übereingekommen sei, eine Kampfpause zu machen. Man schläft, spielt Karten, spielt und singt.

Eine Züricher Depesche der „Kölnischen Zeitung“ will berichten können, daß gegen die von den Franzosen östlich Belfort vorgeschobenen Stellungen bereits am Dienstag schwere deutsche Mörser angelegt wurden. Die Kämpfe waren sehr heftig. Die deutschen Truppen gewannen Boden, wenn auch nur schrittweise.

Während eines Besuches des Generals Joffre im französischen Hauptquartier warf ein deutscher Flugzeug eine Bombe herab, die in der Nähe Vincennes und Joffres niederfiel. Das deutsche Flugzeug wurde von einem französischen verfolgt und heruntergeschossen.

Im Osten.

Wien, 16. Okt. Amtlich wird verlautbart: 16. Oktober, mittags: Die Kämpfe an unserer ganzen Front von Star-Sambro bis zur Sammündung dauerten auch gestern an. In der Marmaroseggen nahmen die den Feind verfolgenden eigenen Abteilungen Rast in Besitz. Im Tale der Schwarzen Bystrica ziehen sich die Russen, von unseren Truppen bei Nasailowa geschlagen, gegen Bielona zurück.

Der stellvertretende Chef des Generalstabs:
v. Höfer, Generalmajor.

Star-Sambro liegt am Dniestr nicht sehr weit von dessen Quellen. Die Luftlinie bis zur Mündung des San streckt sich über mehr als 160 Kilometer. Noch etwas länger ist die Linie von der Sammündung bis Warschau. Also die Kampf-front in Südpolen und Galizien, die nördlich an den 21. und

südlich an den 23. Breitengrad antrifft, dehnt sich allein 350 Kilometer lang. Es wird aber auch noch oberhalb Warschau und weit östlich von Star-Sambro gekämpft. Die Schwarze Bystrica ist ein Beifluß des Dniestr, nicht weit von der baltischen Grenze. Die ganze Ausdehnung der Schlachtfrent wird also 600 Kilometer betragen. Auf der ganzen Länge werden, das sieht man deutlich aus den sich langsam ost- und nordostwärts vorrückenden Gefechtsorten, die Kassen allmählich zurückgedrängt. Unter ungeheuren Mühsalen kommen die deutschen und österreichischen Heere voran. Die Nahreszeit des Regens, der Nebel, der Nachtfrostigkeit und Nachtkälte, der wassertriefenden Schützengräben und der in Kot und Schlamm verwandelten Felder bietet überall, im Westen wie im Osten, der Kriegsführung schwere Hemmnisse. Aber im Osten steigern sich die Anstrengungen und Mühseligkeiten durch die schlechte Beschaffenheit der Wege, durch die noch schlechtere Beschaffenheit der Behausungen in den Ortschaften aufs äußerste. Hier genügt nicht ein edler Schwung des Gefühls, der mitten im Gefechtsbengel den unaufhaltbaren Drang nach vorwärts in der Seele nicht erlahmen läßt. Hier bedarf es einer Ausdauer, einer Ueberwindung täglicher neuer Unannehmlichkeiten und körperlicher Bedrängnisse, die ein zweites Seldentum und nicht das geringere bedeutet.

Die russischen Berichte verschweigen das Vorrücken der Verbündeten, eine „Times“-Meldung aus Petersburg behauptet sogar, die Deutschen, die bis 15 Kilometer vor Warschau vorgedrungen seien, wären 35 Kilometer zurückgeworfen worden; der Fall Przemyśl stehe unmittelbar bevor, mehrere Außenforts seien bereits im Besitz der Russen. Die Ungereimtheit dieser Behauptungen wird sofort klar, wenn man amtlich erfährt, daß die im österreich-ungarischen Kriegspressequartier vereinigten Kriegsberichterstatter bereits am 13. Oktober, abends, in der Zeitung Przemyśl eingetroffen sind. Auch können wir ruhig auf den amtlichen deutschen Bericht vom 15. Oktober vertrauen, der präzise meldete: Unsere Truppen stehen vor Warschau!



Wien, 16. Okt. (D.D.P.) Ein Oesterreicher, dem es gelungen ist, Warschau zu verlassen, hat der „Noba Reform“ eine Schilderung der dortigen Zustände gesandt. Man warte auf den Einzug der deutschen und österreichischen Truppen. Unter der polnischen und jüdischen Bevölkerung, die sich unter verstärkter Polizeiaufsicht befindet, werden fortgesetzt Verhaftungen — auch Hinrichtungen — vorgenommen. Man geht in der Spionenfurcht so

weit, daß durch Maueranschlag verboten worden ist, in öffentlichen Lokalen Unterhaltungen im Flüsterston zu führen. Die Hausstätten werden um 9 Uhr abends geschlossen; dagegen nimmt das Banditen-tum zu. Von Zeit zu Zeit erscheinen deutsche Flugzeuge, die Aufrufe an die Bevölkerung austreuen. Solche Aufrufe sind sofort dem nächsten Schutzmann auszuhandigen. Deutsche Flieger warfen Bomben ab und töteten einen Offizier. Auch Zepeline fliegen über der Stadt nächtliche Besuche ab. Versuche, sie herunterzuschießen, mißlingen stets. Die Befestigungsarbeiten schreiten vorwärts. Die Kunde von den schweren russischen Niederlagen in Ostpreußen ist längst nach Warschau durchgedrungen. Man berechnet hier die russischen Verluste auf eine halbe Million Mann.

Ueber schlimmes Gausen der Russen in Galizien werden jetzt aus Wien amtlich Einzelheiten bekannt gegeben. Erst sah es ja so aus, als hätten die Russen sich munterlich aufgeführt, weil sie die Sympathien der Polen und Ruthenen erlangen wollten. Sie haben aber doch geplündert und verwüstet. Ein Stadtteil von Dombica wurde eingeebnet. „Alle Herrenhäuser (der Gegend) bieten ein trauriges Bild der Verwüstung. Die meisten Möbel sind zertrümmert, die Spiegel muthwillig zerbrochen, Matrasen zerlegt, kostbare Gemälde zerschmettert. Der Boden ist bedeckt mit Bergen von Fellen, Papieren, Eberben, kurz: ein Bild rohesten Vandalismus.“ Die Soldaten raubten und plünderten. „Auch Verkäufe wurden von den russischen Soldaten durchgeführt. Namentlich geraubte Rüge wurden den Bauern der Nachbarorte um einen Spottpreis zum Kaufe angeboten. War der Preis bezahlt, so erklärte der Verkäufer, daß er sich die Rüge überlegt hätte und zog mit der Rüge und dem Gelde davon. So wurden mit einer Rüge mehrere Verkäufe durchgeführt, der schließliche Besitzer blieb aber immer der selbe russische Soldat. Besonders zu erwähnen ist, daß, wie aus einzelnen Bezirken gemeldet wird, Frauen und Mädchen vergewaltigt worden sind.“

Portugal, Italien, Türkei.

Die Haltung Portugals wird immer ungewisser. Angeblich soll im Laufe der nächsten Woche ein Kongreß einberufen werden, um sich über die Frage der Entsendung eines Expeditionskorps nach Frankreich schlüssig zu werden. Es heißt, daß nur die republikanische Partei dafür, die Verödigung aber dagegen sei. Vielleicht hofft die republikanische Partei, durch kriegerische Abenteuer den Blick von den inneren Zuständen abzulenken, um die es namentlich auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge traurig steht. Falls Portugal wirklich Vasallenpflicht an England leistet, werden aber die Republikaner selbst ihre Herrschaft untergraben. Aus London meldet das Neutische Bureau: Der frühere König von Portugal, Manuel, hat Sir Edward Grey einen Besuch abgestattet. In Verbindung hiermit ist es von Interesse, daß der frühere portugiesische Gesandte, Marquis Severau, bei dem König in Sand-ringham weilte.

Der italienische Minister des Auswärtigen, San Giuliano, ist gestorben. Er verkörperte so recht den Ausbreitungsdrang der jüngsten Großmacht, aber gerade die imperialistische Richtung seiner Politik hielt ihn dem direkten Eingreifen in den Weltkrieg ab. Denn Beteiligung am Krieg konnte alles geföhrden, ruhiges Zuhalten, und Vereithalten konnte Gewinne bringen. Ministerpräsident Salandra übernimmt einstweilen das Ministerium des Auswärtigen. Er wird wohl solange als möglich San Giulianos Werk fortsetzen. Im Italien bei guter Stimmung zu erhalten, hat Oesterreich sich bereit erklärt, den durch die Minenexplosion in der Adria verursachten Schaden Italien zu ersetzen und für die Hinterbliebenen der Verunglückten zu sorgen.

Die Türkei bleibt wachsam, weil die Offiziere der abgeschobenen englischen Marinemission in russische Dienste getreten sind und anscheinend auch die griechische Flotte bezogen, wurden die Minen in den Meerengen verändert, so daß ihre Kenntnis der alten Auslegungspunkte den englischen Offizieren nichts mehr nützt. In Alger, mehr noch in Tunis gärt es gegen die französische Herrschaft. Ueber Rotterdam meldet das D. D. P. aus London: In Djebel wurde ein Pulverturm in die Luft gesprengt. Nach zuverlässigen Berichten sollen auch die Befestigungswerke von Djebel zerstört worden sein. Mehrere 100 französische Soldaten und 21 französische Zivilbeamte wurden dabei getötet. Die französische Regierung ist davon überzeugt, daß man es hier mit einer Tat von Fanatismus zu tun habe. Der vulgare Aufstand in Mazedonien greift auch weiter an sich. Die politische Wirkung des Attentats auf die

Feuilleton.

Im Kampf mit serbischen Banden.

Ein Mitarbeiter der „Salzammergutzzeitung“, der einen Teil der Kämpfe auf dem südlichen Kriegsschauplatz mitmachte und gegenwärtig in einem Wiener Spital krank darniederliegt, sendet dem Blatte folgenden Feldpostbrief, der eine furchtbare Schilderung von einem Kampfe mit serbischen Komitadschis gibt. Er schreibt:

Mein Regiment war nach dreiwöchigem, in diesem Terrain unendlich mühevollen Marsche an der serbisch-montenegrinisch-österreichischen Grenze angekommen und schickte sich eben zu deren Ueberschreiten an. Noch hatten wir keine feindliche Büsche frachten und keine Kugeln pfeifen gehört, konnten auch nicht die Litten des Feindes und hatten, kurz gesagt, keine Ahnung von der Gefährlichkeit unseres Schrittes. Fröhlich brachen wir nach einem einfachen Nachtmahl, bestehend aus einem Konservenkaffee mit Zwieback, auf und marschierten, alte Kriegskrieger vor uns hinstummend, lustig von dannen.

Die schmale, steinige Straße führte durch einen dichten Birkenwald und wir konnten, nachdem die Dämmerung hereingebrochen war, selbst unseren nächsten Vordermann nicht mehr wahrnehmen. Da es mir mittlerweile bei meiner Patrouille, welche an der Spitze der Kompanie dahinstolperte, zu langweilig wurde — es verstand nicht ein einziger unter ihnen Deutsch — gefielte ich mich vorwärts zu meinem Freunde Scheitler, der in der Front beim ersten Zuge eingeteilt war, und knüpfte mit ihm eine gemütliche Unterhaltung an.

„Das wäre so ein Moment für die Banden,“ meinte Scheitler, „mit 50 Mann können sie unser ganzes Regiment aufreiben — denk dir, bei dieser Finsternis, wenn es plötzlich von beiden Seiten aus dem Walde frachten würde — das würde eine heillose Verwirrung sein und schließlich müßten wir nicht einmal, auf wen wir schießen sollten.“

„Na, hoffentlich kommt es nicht dazu,“ meinte ich und brante mir eine aus Komitadabak verfertigte Zigarette an, „es wird doch die Gegend von starken Gendarmepatrouillen durchstreift.“

„Links halten! Links halten!“ wurde nun von vorn zurückgerufen, und während sich die Mannschaft an den linken Straßenrand drängte, kam pustend ein von einigen Generalstabsoffizieren besetztes Automobil in die Nähe, und während das gelle Licht seine Strahlen im Vorbeifahren auf uns warf, rief eine tiefe Männerstimme heraus:

„Aufpassen, Leute! ... Banden sind in der Nähe!“ Wie mit einem Schlage wurde es nun ruhig in unseren Reihen und jeder blickte gespannt auf die Seite und suchte mit seinen Blicken die Finsternis zu durchdringen. Es ist gerade keines der angenehmsten Gefühle, so ins große Unbekannte dahinzustolpern und jeden Moment gewärtigen zu müssen, von irgend einer Seite angepöbeln zu werden.

„Na, das wird heute noch lustig,“ meinte ich zu Scheitler und öffnete meine Pistolentasche, um den Browning handgerecht zu haben.

„Ja, vielleicht ist morgen ein anderer mein Kaffee,“ antwortete Scheitler; „ich habe so ein Gefühl, als sollte ich einer der ersten sein; es täte mir um meine alte Mutter leid, sie würde mir wohl vor Verzeiwung bald nachfolgen — davor möge mich Gott behüten — nur heimkommen möchte ich — und wenn mit einem Fuß — aber nur meine Mutter — mein Weib — die zwei herigen Buben — und meine Heimat möcht ich wiedersehen.“

„Bajonett auf!“ erging der Befehl durch unsere Reihen und das Klingeln und Klirren derselben überzeugte uns von dem Ernst der Dinge.

Die Dämmerung hatte sich in eine rabenscharze Nacht verwandelt und zu allem Ueberflus setzte auch noch ein feiner Regen ein.

„Donnerwetter, das wird immer gemüthlicher,“ flüsterte Scheitler und hüllte sich besser in seinen Mantel, während ich frierend die Kapuze meines Mantels heraufschlug. „Ich will doch ...“

Hier wurde mein Freund am Sprechen unterbrochen. Scharf und schneidend in nächster Nähe vor uns frachte ein Schuß und hallte an den kalten Wänden hundertfach wider.

Der Marsch stockte und nun wieder links und rechts neben uns — schnell hintereinander — zwei, drei Schüsse.

Die Ueberraschung läßt sich nicht beschreiben. Wie auf Kommando frachte es nun aus hundert Büschen auf uns

hernieder und sogar in den Wipfeln der nächsten Bäume konnte man das Aufblitzen von Schüssen wahrnehmen.

„Rieder!“ schrie unser Hauptmann, und schon lag die Kompanie links und rechts an der Böschung, während die Verwundeten leise stöhnend liegen blieben.

„Nur auf Ziel schießen!“ überhörte der nächste Leutnant den Lärm und ergriß selbst einen Stutzen, um die Mannschaft durch sein Beispiel anzueifern.

Und nun ging der Tanz los, wobei die Banditen den kürzeren zogen — denn schließlich ein serbischer Bandit wird nie so schießen wie ein dalmatinischer Landesschütze. Unsere Leute achteten genau auf das Aufblitzen der Schüsse und jeder Schuß feindlicherseits kostete einem Banditen das Leben.

Nach dreistündigem, wüthendem Gefecht war der Feind unter Mitnahme der Verwundeten verdrängt und da der Schauplatz des Kampfes geradezu eine Halle für unser Regiment war, wurde der sofortige Weitermarsch kommandiert und nur die Sanitätspatrouillen der im Feuer gestandenen Kompanie blieben bei den Verwundeten zurück.

Es war 2 Uhr nachts, stockfinster, eine Laterne durfte man nicht anzünden, dazu das Gefanmer der umherliegenden Verwundeten. Ich kam mir vor wie ein kleines Kind vor dem zerbrochenen Spielzeug! Neben mir ächzte jemand: „Bruder, hilf mir!“ Ich betastete seinen Körper, spürte am Oberarm warmes Blut, konnte aber in der herrschenden Finsternis keine Wunde nicht sehen. Es hilft nichts, ich mußte die Laterne anzünden. „Gib die Laterne her!“ befohl ich einem Pfeffertträger und machte Licht. Vorsicht! halber verdeckte ich sie mit meinem Mantel.

Bum ... Bum ... zwei Schüsse frachten, ein Pfeffertträger stürzte, durch die Brust geschossen, zusammen, während der zweite Schuß durch die Feldtrage fuhr. Schnell verdrückte ich nun die Laterne, verband beide, so gut es im Finstern ging, und wartete so mit meinem Pfeffertträger den Tag ab.

Eben wollte mich ein leiser Schlummer umfassen, meine Leute lagen schon in tiefem Schlafe, als ich emporfuhr. Schritte vor uns war ein entsetzlicher Schrei erklingend! Achterlos lautete ich ... da ... wieder ... Schrei, in höchster Not ausgestoßen. Nun gab es kein Halten mehr ... da war jemand in Todesnot!

Drüber Geschow läßt sich noch nicht erkennen. Das Attentat wird allgemein beurteilt, wenn es auch heißt, die im englischen Dienst und Sold betriebene Hebe der Geschow in den Balkanstaaten habe allerdings den türkischen Fanatismus herausgefordert. Uebrigens sind die Verlegten außer Lebensgefahr.

Japanischer Raubzug.

Berlin, 16. Okt. (B. V. Nichtamtlich.) Nach Nachrichten, die der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft zugekommen sind, ist die Schantungsbahn von den Japanern besetzt worden. Offenbar vor der Besetzung sind eine große Anzahl Lokomotiven anscheinend durch die Herausnahme wichtiger Teile betriebsunbrauchbar gemacht worden. Sämtliche Vergewaltigungen sind unter Wasser gesetzt. Die Beamten und die Familien, erstere, soweit sie nicht zur Fahne einberufen sind, befinden sich in einer Zahl von 106 Personen an einem neutralen Plage in Sicherheit. Wie aus der Depesche hervorgeht, werden die Interessen der Gesellschaft von Herrn Charles Harwood vertreten.

Die Japaner halten sich also, wie zu erwarten war, nicht an das Abkommen mit England. Sie besetzen chinesisches Gebiet, nisten sich ein, wo sie können und gedenken dann zu handeln wie in der Raubjagd. Das heißt: Land und Bahn nicht an China zurückgeben, sondern behalten!

Wo bleibt der wirtschaftliche Generalstab?

Mit jedem Tage, den wir in Deutschland näher an den Winter kommen, wird es klarer, daß wir zu der militärischen Organisation eine wirtschaftliche, neben dem Generalstab im Felde eine wirtschaftliche Leitung daheim mit ähnlichen Vollmachten brauchen.

Unser Nahrungsmittelvorrat, besonders unsere Brotfrucht, reicht nach vorsichtigen Berechnungen und Schätzungen gerade bis zur nächsten Ernte. Diskutieren wir darüber nicht, sondern nehmen wir die Feststellung als gegeben und richtig hin. Inzwischen steigen aber die Preise für die wichtigsten Nahrungsmittel, für Brot, Mehl und Kartoffeln in unheimlicher Weise. Die Tonne Weizen kostete nach Kriegsausbruch, Mitte August, 210 Mark und die Tonne Roggen 186 Mark. Jetzt müssen sie mit 258 bzw. 226 Mark bezahlt werden — ohne sachlichen Grund, wie selbst Handelsblätter zugestehen. Kartoffeln sind von 2.50 bis 3 Mark pro Zentner im Anfang der Ernte auf beinahe das Doppelte gestiegen. Diskutieren wir über die Gründe dieser verhängnisvollen Erscheinung nicht, sondern nehmen wir einfach die Tatsachen als gegeben hin: hinreichende Ernte, aber unaufhaltbar steigende Preise. Steigende Preise bedeuten aber Nahrungsbeschränkung und Verfassung, sie machen den Kriegsvorteil, den uns die hinreichende Ernte bieten sollte, für die Mehrzahl der zahlungs-schwachen Bevölkerung zu Schanden.

Wie kann der Klassen Widerstand beseitigt werden?

Bedinglich durch die Aufhebung der Ursache! Das heutige private Verkaufsgeschäft, im Großen und im Kleinen, in den Händen der Erzeuger wie der Vermittler, vermag also die hinreichend vorhandenen Vorräte nicht zu erschwingbaren Preisen an die Verbraucher heranzubringen. Das ist ja aber gerade das Kunststück. Die genügende Ernte allein nützt uns nichts, wenn sie die Mehrzahl nicht genießen kann. Sie muß den Massen zugänglich gemacht werden. Und da die private Geschäftsvermittlung und Verteilung versagt, so bleibt nur die öffentliche durch eine für das Allgemeininteresse geschaffene Organisation. Wir brauchen einen wirtschaftlichen Generalstab zur sachgemäßen Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln. Sogar das Blatt der preussischen Agrarier, und das will doch viel sagen, ruft nach „einer Organisation zur Festsetzung und Verteilung des Bedarfs“, und die bayerischen Bauernvereine fordern eine „Verteilung unserer Getreidevorräte durch die Regierung“.

Aber auch die praktische Probe ist schon gemacht. Genötigt durch ihre völlige Abhängigkeit vom Ausland bei der Getreideversorgung und durch die Tatsache, daß von der eige-

„Zu mir!“ schrie ich meinen Deuten zu, riß Pistole und Säbel heraus und stürzte atemlos vorwärts. Wieder, aber schon etwas schwächer, erklangen die Schreie... ich sprang nicht mehr... ich flog in langen Schritten zur Stelle.

Ein Blick aus nächster Nähe belehrte mich, daß ich es mit vier bis fünf Komitadschis, welche eben die Verwundeten beraubten und massakrierten, zu tun hatte.

Ehe nun die Stunde der Rache zur Fassung kamen, war es um sie geschehen, zwei Schüsse meines Browning und zwei Kugeln in den Rücken, den dritten machte ich mit dem Säbel kampfunfähig, und drei weitere noch auftauchende Banditen wurden von meinen Deuten niedergeboren, und nun hatten wir Luft.

Wie von Gott gesendet, tauchte in diesem Moment auch eine Gendarmeriepatrouille von 20 Mann auf und schwärmte auf unsere Meldung zu beiden Seiten aus.

Kaum hatten wir Licht gemacht, fuhren wir entsezt zurück, auf der linken Seite der Straße lagen schon nebeneinander fünf Kameraden mit abgeschnittenen Ohren und verstümmelten Händen. Ob sie noch gelebt hatten oder im Tode so verstümmelt wurden, konnte nicht festgestellt werden, da keiner ein Lebenszeichen von sich gab.

Weiter voran, in einer großen Hirtstube, fanden wir noch einen, meinen Freund Scheitler, und er gab zu meiner Freude noch leise Lebenszeichen von sich. Als ich ihn mit meiner Laterne näher betrachtete, fuhr ich entsezt zurück. Der arme Kerl blutete aus zwei tödlichen Schußwunden und lag in den letzten Zügen, seine Atmung hatte ihn nicht betrogen.

„Du... du...“ — „Germann... im Namen der...“ — „Maria...“ — „grüß... mir...“ — „mein Weib... meine Huten!“ — „Und deine Mutter!“ schrie ich und ein Berg von Tränen stürzte über mein Gesicht, während ein Komitadschis seinem Mund entquoll und er seinen Geist aufgab.

An anderen Tage begruben wir ihn und seine Kameraden. Mit einem Feldspaten stellten wir mühsam ein Kreuz her und malten Tag und Namen darauf.

Als ich dann zwei Stunden später einer standrechtlichen Erschießung von zehn gefangenen Komitadschis zusah, fühlte ich nicht das geringste Mitleid mit ihnen.

nen Erzeugung (angeblich 20 000 Baggons) nichts im Bande zu sehen ist, weil die Bauern fest darauf sitzen, hat die Schweiz die Getreideversorgung in die Hand genommen. Freilich nicht durch die Bureaucratie, sondern durch Geschäftsfundige. Der Bundesrat holte sich den erfahrensten Getreidehändler des Landes an den Sitz der Regierung und machte ihn zum Geschäftsführer des eidgenössischen Oberkriegskommissariats für diese Abteilung. Er wiederum stellte in seinem Bureau die gewandtesten und branchekundigsten Gehilfen an, die er im ganzen Lande kannte. Dieses ohne jede Staatsbedanterie organisierte Verkaufsbureau für Getreide bestellt in Amerika die benötigten Getreidemengen, läßt sie auf Schiffen nach Marseille und auf der Bahn bis zur Schweizer Grenze fahren und verteilt sie von da nach den einlaufenden Bestellungen an die Mühlen, die ihrerseits verpflichtet sind, das Brotkorn ohne Verzug zu mahlen und den Verbrauchern, in der Hauptsache den Bäckern, zur Verfügung zu halten (Nichtentgelt über den Verkauf von Getreide vom 8. September 1914). Zur Vereinfachung ist eine einzige Mehlsorte, sogenanntes Vollmehl, ein wohlgeschmeckendes braunes Brotmehl, eingeführt. Kein Müller darf Mehl für Vorräte für mehr als einen Monat verkaufen, niemand größere Vorräte anlegen. Für den Doppelzentner Weizen haben alle Schweizer Müller an das Berner Getreidebureau 30 Francs = 24 Mark (statt beinahe 26 Mark jezt in Deutschland!) und für den Doppelzentner Vollmehl alle Bäder an die Müller rund 30.50 Mark (statt 39 und 40 Mark in Deutschland!) zu zahlen. Dabei liegen auf der Schweizer Regierungsware hohe Transportkosten, auf der deutschen Ernte fast gar keine. Die Schweizer Organisation läuft glatt und vorzüglich, zur vollsten Zufriedenheit der Bevölkerung. Die kleine Schweiz hat in der Nahrungsmittelbeschaffung und -verteilung das mächtige Deutsche Reich geschlagen. Ihre wirtschaftliche Rüstung ist noch viel mehr wert, als die drei Armeekorps, die nach dem Ausspruch des deutschen Kaisers die Schweizerische Bundesarmee Deutschland erspart!

Und dennoch zögert man noch in Berlin? Wo liegen die Bedenken, wo die Widerstände? Der ostelbischen Schnapsbrennerei hat man jezt endlich durch eine gestern bekannt gewordene Bundesratsverordnung ein Drittel des bisherigen Kartoffelverbrauchs entzogen und diese Menge für die Volksnahrung gerettet. Es war auch höchste Zeit! Wo bleiben die gleichen Vorkehrungen für unsere Brotversorgung? Hat man keine tüchtigen Geschäftsleute in Deutschland zur Hand und muß man sie erst aus der Schweiz holen? Wir dächten, die blühenden deutschen Genossenschaften, die landwirtschaftlichen wie die Konsumvereine, könnten leicht und schnell den Verwaltungsrat und die Angestellten eines staatlichen Nahrungsmittelbureaus für das deutsche Reich stellen.

Unser Parteivorstand und die Generalkommission der Gewerkschaften sollten zusammen mit den Spitzen jener agrarischen und Arbeitergenossenschaften umgestimmt die Forderung an die Reichsregierung stellen, die notwendige Organisation zu schaffen. Jeder Tag ist verloren. Wir brauchen jezt schon mehr als Höchstpreise mit Konfiskationsrecht, wir brauchen die Ordnung des Nahrungsmittelmarktes nach den großen Gesichtspunkten des Gemeinwohls.

Die Reichsregierung stelle kundige Männer an die Spitze dieses Geschäfts und überlasse ihnen die Ausführung.

Es gibt keine Aufgabe in unserem schweren Volks- und Verteidigungskrieg, die so dringend und lohnend zugleich wäre. An die Arbeit!

Eine verlorene Schlacht — bei Braunschweig.

In der Lehnendorfer Mühle bei Braunschweig ist am 7. Oktober ein Getreidefesto mit ungefähr 50 000 Zentner Roggen vollständig verbrannt. Welche Umstände zu diesem Verlust geführt haben, der in der gegenwärtigen Zeit besonders empfindlich ist, darüber hat der Direktor des Unternehmens, Arnold, einen Bericht erstattet, den wir folgendes entnehmen:

Am 7 Uhr 10 Minuten meldete ich der Berufsfeuerwehr in Braunschweig Großfeuer, und zwar dergehalt, daß der neuerbaute große Getreidepeicher der Braunschweiger Roggenmühle A. G. in Lehnendorf an der Hildesheimer Straße in Gefahr stehe, möglicherweise auch das ganze Mühlenetablisement ein Opfer des Feuers werden könnte. Der Beamte der städtischen Berufsfeuerwehr, welcher es jezt ab, die Berufsfeuerwehr nach der Brandstelle auszurufen zu lassen, weil strenger Befehl vorliege, daß man über die Stadtgrenze nicht hinausgehen dürfe. Der Beamte gab mir zur Antwort, daß die Lehnendorfer Mühle auf Lehnendorfer Flur liege, und somit für die städtische Berufsfeuerwehr nicht in Frage käme... Auf mein wiederholtes und dringendes Bitten angesichts der unheuren Gefahren, der Braunschweiger Roggenmühle die Löschhilfe nicht zu versagen, erhielt ich von dem Beamten der Berufsfeuerwehr schließlich die Antwort, ich müßte mich an den Magistrate wenden. Ich rief sofort den Stadtmagistrate an, doch war dieser selbst vermutlich nur ein Vate antwortend, und ich erhielt die Antwort, der Herr Oberbürgermeister sei nicht mehr da. Bei der weiteren telefonischen Anfrage in der Privatwohnung konnte ich den Herrn Oberbürgermeister ebenfalls nicht erreichen.

Ich rief daraufhin wieder die Feuerwehr an, schloßerte ihr, daß ich den Herrn Oberbürgermeister nicht erreichen könne, und bat zu wiederholten Malen dringend, sofort Feuerhilfe zu senden, und vor allen Dingen eine Dampfpritze abzusenden. Auch das zweitemal wurde die Bitte abgelehnt unter den gleichen Vorwänden wie zuerst.

Mittlerweile war Herr Vordirektor Hoffmann, welchen ich ebenfalls sofort telefonisch von dem ausgebrochenen Brande verständigte, ebenfalls bei der Berufsfeuerwehr mit seinem Auto persönlich vorgefahren und hatte bei dem wachhabenden Posten um Entsendung von Feuerlöschhilfe nach der Roggenmühle ersucht.

Herr Direktor Hoffmann kam sofort zur Roggenmühle und hatte den unterwegs noch getroffenen Herrn Vordirektor Vaurat Röttger mitgebracht, und wir versuchten, diesen Herren zu bestimmen, Feuerlöschhilfe für die Roggenmühle bei der städtischen Berufsfeuerwehr in Braunschweig zu requirieren.

Mittlerweile stand das Treppenhaus und der Raum, in welchem die Vorreinigungsmaschinen stehen bereits in hellen Flammen, und lebhafte Schlägen aus mehreren Fenstern gelangte heraus. Herr Vordirektor Stadthaupt Röttger lehnte jedoch selbst angesichts des Brandes und angesichts der weiterhin drohenden Gefahr die Requirierung der Berufsfeuerwehr in Braunschweig ebenfalls ab, mit dem Eingeständnis, daß er außerhalb des

Stadtgebietes nicht zu befehlen habe. Herr Vordirektor Röttger verließ daraufhin unser Kontor und die Brandstätte.

Schließlich wartete sich der Direktor in der höchsten Verzweiflung an den Minister Boden der Befehl zum sofortigen Ausrücken gab. Aber die Feuerwehr kam zu spät, es war schon alles verbrannt!

Die städtische Verwaltung von Braunschweig muß sich darauf gefaßt machen, daß man sie nicht eben mit Ruhmesfrängen bedenken wird. Was schon in gewöhnlichen Zeiten eine unzersehbliche Verfehlung ist, wird unter den gegenwärtigen Umständen eine unfähige Ungeheuerlichkeit. Unter dem Kriegszustand steht auf vorsätzliche Brandstiftung Todesstrafe, denn das strenge militärische Gesetz muß die zur Kriegführung notwendigen Einrichtungen und Vorräte unter allen Umständen schützen. Das Verhalten der städtischen Verwaltung von Braunschweig steht dazu in schärfstem Kontrast. Der städtische Bureaucratismus hat bei Braunschweig eine Schlacht verloren.

Sozialdemokraten mit dem Eisernen Kreuz.

Genosse Reinhold Braunschmidt in Neustadt bei Coburg hat als einziger Mann der Kompanie für sein Verhalten in der Schlacht bei Longwy das Eiserne Kreuz erhalten. Genosse Braunschmidt, der noch vor wenigen Wochen am Reichstagswahlkampf in Coburg hervorragend tätigen Anteil genommen hat, ist in der Schlacht verwundet worden, aber bereits am 2. Oktober zu seiner Truppe zurückgekehrt.

Genosse Richard Melhorn, Unteroffizier der Reserve des 181. Regiments aus Rottlaff, hat das Eiserne Kreuz erhalten. Er zog mit 7 Mann auf Batrouille gegen eine feindliche Batterie und schloß, als die Feinde das Feuer eröffneten, seine Leute zurück, um allein anderthalb Stunden lang in finsterner Nacht unter schwerem feindlichen Feuer auszuharren. Granatsplitter haben ihm Brotbeutel und Trinken zertrümmert. Er kehrte aber schließlich im Laufschritt glücklich zu seiner Kompanie zurück und erstattete wichtige Meldungen. Wie gefährlich der Gang war, geht daraus hervor, daß auch von den zurückgebliebenen Teilnehmern der Batrouille zwei getötet und zwei schwer verwundet wurden.

Von 240 Kriegsteilnehmern des Chemnitzer Nachbarortes Glöha sind 47 organisierte Parteigenossen. 4 Glöhaer Kriegsteilnehmer haben bisher das Eiserne Kreuz erhalten: Herr von Einsiedel als Offizier und die drei Genossen Unteroffizier Bernhardt Reichel, Soldat Willy Tauscher unter gleichzeitiger Beförderung zum Unteroffizier und neuerdings Unteroffizier Max Erdt. Erdt war bis vor Kriegsausbruch seit vielen Jahren Turnwart des Arbeiterturnvereins in Glöha.

„Ein deutscher Kriegsplan gegen die Schweiz“.

Die deutsche Gesandtschaft in Bern stellt dem Berner „Bund“ folgende Erklärung zu:

Unter dem Titel: Ein deutscher Kriegsplan gegen die Schweiz wird im „Tempo“ die Behauptung aufgestellt, daß sich im deutschen Generalstab ein Kriegsplan für einen deutschen Einfall in die Schweiz befinde. Gleichzeitig wird der Plan veröffentlicht. Wir sind in der Lage, diese Nachricht zu bestätigen: Im Jahre 1888 nämlich hat der jugendliche Prinz Friedrich Karl von Preußen aus eigenem Antrieb gelegentlich des schweizerisch-preussischen Konflikts in der Neuenburgerfrage einen Operationsplan aufgestellt, der vollständig mit dem vom „Tempo“ entdeekten übereinstimmt. Wir können aber auch mitteilen, daß dieser Plan im Anfang des 1. Bandes des Werkes von Wolfgang Roettler: „Prinz Friedrich Karl von Preußen“ (Deutsche Verlagsanstalt 1910) veröffentlicht worden ist. Es ist erfreulich, festzustellen, daß die französische Presse auf ein 58 Jahre altes Dokument zurückgreifen muß, um für ihre Absicht, zwischen der Schweiz und Deutschland Zwietracht zu säen, Stoff zu finden.

Der Kaiserlich Deutsche Gesandte: v. Romberg.

Der Prozeß in Sarajewo.

Sarajewo, 16. Okt. (B. V. Nichtamtlich.) Im weiteren Verhör gab der Angeklagte Baso Tschubrilowitsch an, er habe von einer persönlichen Beteiligung an dem Anschlag, bei dem auch ihm eine bestimmte Rolle zugewiesen war, wegen der Anwesenheit der Herzogin vonenberg, die er nicht töten wollte, abgesehen. Der Angeklagte Sojistikow Popowitsch, Hörer einer Lehrerbereitungsanstalt, gibt an, von Baso Tschubrilowitsch zur Teilnahme an dem Attentat aufgefordert worden zu sein und dem Tillsch den Revolver erhalten zu haben; im letzten Augenblick habe ihn jedoch der Mut gefehlt. Auf die Frage des Verteidigers an Tschubrilowitsch, ob irgend eine Person unmittelbar auf ihn eingewirkt habe, damit er den Anschlag ausführte, erklärte dieser, er werde alles mit sich ins Grab nehmen.

Der Angeklagte Weliso Tschubrilowitsch gibt eine ausführliche Schilderung seiner Beziehungen zu den übrigen Verschwörern, aus der hervorgeht, daß er als Kommissar der Belgrader „Karodna Obrana“ in Bosnien tätig und um die Gründung von Sozial-Antifaschistenvereinen in Bosnien und der Herzegovina eifrig bemüht war, Vereinen, die sämtlich den gleichen hochverräterischen Zielen dienten, wie die „Karodna Obrana“. Die Teilnahme der Belgrader an tischen Kreise an der revolutionären Propaganda in Bosnien steht nach den gemauerten Angaben des Angeklagten unwiderleglich fest, ebenso die Herkunft der Bomben und Waffen aus serbischer Quelle.

Verlegung des sozialistischen Bureaus.

Das internationale sozialistische Bureau ist vorläufig von Brüssel nach Amsterdam verlegt und an das dortige Sekretariat der sozialdemokratischen Partei angegliedert worden. Die der „Vorwärts“ mitteilt, hat der deutsche Parteivorstand dieser Angliederung zugestimmt, ebenso die skandinavischen und Schweizer Genossen.

Vermischte Kriegsnachrichten.

Die „Braunschweigische Landeszeitung“ erfährt, außer der Mißharbenlage des preussischen Landtags für Schaffung von Arbeitsgelegenheit werde auch die Reichsregierung für den gleichen Zweck einen Betrag von 250 Millionen im Reichstag fordern.

In Bayern werden die Gemeindevahlen durch Regierungserlaß auf die Zeit vom 1. November bis 15. Dezember festgesetzt.

Oesterreich-Ungarn plant die Musterung der Landsturmpflichtigen ersten Aufgebots, Jahrgänge 1878 bis 1890, ähnlich wie es eben jezt in Deutschland geschehen ist.

Der Common Wealch von Australien hat beschlossen, noch eine Brigade leichter Kavallerie mit dem nötigen Train und einer Feldambulanz nach England zu schicken.

Mitkämpfer ohne Waffen.

Die „deutschen Barbaren“, die in der Auslandspresse der mutwilligen Zerstörung unerschöpflicher Kunstwerke beschuldigt wurden, haben bekanntlich eine Kommission eingesetzt, die in den während des Krieges von deutschen Truppen besetzten Gebieten für die Rettung und Schonung von Werken der Kunst tätig ist. Diese Kommission hat in den wenigen Wochen ihrer Tätigkeit schon mancherlei Segen stiften können. In Belgien wurden in verfallenen Städten mancherlei alte Kunstschätze entdeckt; jene von dem berühmten Historiker Mooses so oft vergeblich geforderte staatliche „Inventur“ der belgischen Kunstschätze wird jetzt endlich nach Mooses' Tode — durch „deutsche Barbaren“ begonnen. Man könnte an einen guten Witz der Weltgeschichte glauben: dieselben Belgier, deren Presse uns räuberische Hunnen nennt, erfahren durch die Hunnen zum erstenmal, wie reich sie sind an Werken guter alter Kunst. Sollte das nicht dazu beitragen, die Geringschätzung, die man uns bisher im Auslande entgegenbrachte, etwas zu mildern?

Diese Vorarbeit für den heißersehten Frieden soll aber nicht die einzige bleiben! „Nun aber weiter!“ möchte man rufen. Man begegnet jetzt so oft in deutschen Blättern der Versicherung, daß der große, gräßliche Krieg nicht des Krieges wegen geführt werde, sondern um des Friedens willen. Ist dem so, dann muß auch heizeln dafür gearbeitet werden, den und feindlichen Gemütern zu zeigen, daß man uns Vertrauen entgegenbringen kann. Daß unsere 42 Zentimeter-Kanonen vorläufig ohne Konkurrenz seien, das gesteht man ja bald auf dem ganzen Erdenrunde zu. Noch wichtiger wäre es aber, wenn man überall auch die Ueberzeugung verbreiten könnte, daß Deutschland in Verwaltung- und Verkehrsfragen konkurrenzlos sei. Könnte dazu ein festes „Fundament des Vertrauens“ gelegt werden, dann wäre besser für den Frieden vorgearbeitet, als durch die blutigen Schlachten.

Daß die nötigen Kräfte in Deutschland verfügbar sind, um beispielsweise in Sachen des Eisenbahn- und Postwesens bahnbrechend und vorbildlich zu wirken, daran zweifelt wohl niemand in Deutschland. Aber das ewig Gefrige, das immer war und immer wiederkehrt und morgen gilt, weil's heute hat gegolten, — diese alte Tradition des Pöples und des Bureaukratismus steht gar oft dem Neuen und Besseren im Wege, und Unternehmungen voll Kraft und Nachdruck verlieren so der Sandlung Namen. Nur ein Beispiel: Wie lange ist es schon her, daß in Deutschland elektrische Lokomotiven probeweise in Verkehr genommen wurden, von deren Schnelligkeit und Sicherheit man sich überall mit Staunen und Bewunderung erzählte? Ach, es sind schon bald zehn Jahre her; aber die damals von „Berlin-Jossen“ aus veröffentlichte „Revolutionisierung des gesamten Verkehrswezens“ blieb ein frommer Wunsch. Wie ganz anders könnten wir heute dastehen, wenn in den „kriegsmäßig besetzten Landesteilen“ die Bevölkerung vor Augen geführt bekäme, daß Deutschland nicht nur mit der Fortschrittstechnik an der Spitze aller Staaten marschiert? Die Herstellung solcher Lokomotiven, wie sie z. B. auf der Schweizer Vöschbergbahn längst in bewährtem Gebrauche sind, gäbe daneben Tausenden von Arbeitslosen Beschäftigung.

Wie schön wäre es auch, wenn die Post in West und Ost gleichermassen zeigen könnte, was sie zu leisten vermag! Eine der größten moralischen Eroberungen hatte im Jahre 1870 eine englische Zeitung die Organisation unserer Feldpost genannt. Der Feldpost von 1914, diesem „Spah, der wenig Geld kost“, für den, der Spah versteht, kann man das ja mit dem besten Willen nicht nachsagen. Aber die Kräfte sind da, die unserem Postwesen zu einem noch lebhafteren Nützen als 1870 verhelfen könnten. Man müßte nur den künftigen Scherenschnitt an St. Bureaukratismus Josse wagen und bei der Besetzung der höheren Stellen nur noch der Tüchtigkeit, nicht nach der Protektion fragen, dann würde gleich unsere Leistungsfähigkeit auch auf diesem Gebiete allgemeine Anerkennung finden.

Und in dritter (nicht in letzter) Linie sollte die „deutsche Ueberlegenheit“ bewiesen werden durch das Verhältnis der Militär- und Zivilverwaltung zur Presse. Wir sind bisher, als einziger Staat Europas, trotz des Kriegszustandes ohne Moratorium angekommen. Wäre der Versuch, auf die Pressezensur zu verzichten, nicht auch des Schweiges aller Werten wert? Wie stark und groß, wie achtung- und ehrfurchtgebietend müßte Deutschland allen seinen Feinden erscheinen, wenn es trotz des Kriegszustandes die freie Meinungsäußerung im Innlande, wie in den jetzt besetzten Gebieten gewähren und sichern könnte! „Habe ich Unwahres geredet, so beweise es; habe ich aber wahr gesprochen, warum schlägst du mich?“ An das Wort darf man wohl auch in diesem Zusammenhang erinnern.

Der Krieg hat so manches Ding auf den Kopf gestellt und so manches Kopf gezwungen, die Dinge rundum anders aufzufassen. Mit der Presse aber soll es beim alten bleiben? Was schadet es der Ehre Deutschlands, wenn irgend ein belgisches Blatt lägenhafte und gehässige Artikel gegen die deutsche Armee veröffentlicht? Weiß man nicht mehr, daß der sonst so gern und so oft zitierte „alte Fritz“ in einem solchen Falle antwortet: „Niedriger hängen, damit's die Leute besser lesen können!“ Nicht ein Beweis der Schwäche, nein, ein Zeugnis für Deutschlands Stärke wäre die vollkommene Aufhebung der Zensur für alle nicht militärischen Nachrichten. Weg mit dem alten Jopp aus der Zeit der heiligen Allianz! Daß selbst England, das „freie liberale England“, jetzt die Presse zu knebeln beginnt, das wollen unsere Verantwortlichen in Deutschland doch nicht zur Verechtigung der Wiederkehr der Zensur in Deutschland anführen?

Auch die Wiener „Arbeiter-Zeitung“ hat dieser Tage in einem Artikel zu dieser Frage Stellung genommen und die Forderung aufgestellt, den Zwangsgehorch in einen freiwilligen umzuwandeln. Daß in einem Krieg, der über Leben und Tod von Nationen entscheidet, die Presse nicht blindlings draußschreiben könne, darüber gebe es ja keine Meinungsverschiedenheit. Aber „wir haben doch das Gefühl, daß in der schweren Zeit, die über unser aller zukünftiges Leben entscheidet, auch der Presse eine besondere Aufgabe zugewiesen ist; eine Aufgabe, die sie freilich nur erfüllen kann, wenn ihr das männliche, freimütige Wort nicht ganz verflümmert wird. Wir haben durchaus den Eindruck, daß darüber an den maßgebenden Stellen die Klarheit fehlt. Die Klarheit ist aber nun die, daß unsere Bevölkerung, die von Natur aus zum jähen Stimmungswechsel neigt, der der trostlose, aufrechte und entschlossene Mut nicht in dem Maß verleiht ist, wie es das Aus- und Durchhalten des Krieges erfordert, daß diese einigermaßen weiche Bevölkerung zu dem übertragenden Ernst des Krieges erst erzogen werden müßte. Diese Erziehung könnte aber nur die Presse leisten. Wir haben ja sonst überhaupt niemanden, der zu der Nation spräche. Daß die Völker Österreichs in den Krieg gehen müßten, ohne daß die Vertreter des Volkes berufen wurden, hat eine Lücke hinterlassen, die jeder füllt, wenn sich auch die meisten über ihren Ursprung keine Rechenschaft geben. Völlig fehlt uns auch jene Schicht der führenden intellektuellen Geister, die etwa in Deutschland, und wohl auch überall, zu der Nation aufsteigend und lebendig reden. Soll nur die Presse die ihr durch ihre politische Entwicklung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse zugewiesene Aufgabe erfüllen, die gleichsam darin besteht, die innere Energie der Menschen zu heben, die sich in dem

geschichtlichen Worte ausdrückt: „Nun und Hof bis zum letzten Hauch“ an die Behauptung der Freiheit und Selbständigkeit der Nation zu setzen, so reicht dazu Schwulst und gemächtes Pathos nicht aus. Am wenigsten wäre es mit dem Bemänteln und Verschweigen des schweren Ernstes der Kriegszeit getan. Die Presse, soweit sie dazu den Beruf als ihre sittliche Pflicht empfindet, muß mit der Bevölkerung männlich reden können, muß ihr den Krieg und seine eiserne Notwendigkeit verständlich machen können; muß sie mit lebendiger Teilnahme für den Krieg, aus der allein jene moralische Hochspannung erwächst, die den Krieg durchhält, zu durchdringen suchen.“

Diese Erörterung (die zum Teil auch dem Zensurist zum Opfer fiel) schließt mit der Erklärung, daß die Pressefreiheit auch im Kriege notwendig sei, um die sittliche Spannkraft der Bevölkerung zu stärken. Was die Wiener „Arbeiter-Zeitung“ da für Österreich fordert, das trifft wortwörtlich auf Deutschland zu, wenn unsere Bevölkerung vielmehr auch nicht so „weich“ ist, wie die der Donaunibelungen. Wenn der Zeitungsleser das feste Vertrauen zu seinem Blatte haben kann, daß darin alles mitgeteilt wird, was mitgeteilt werden kann, ohne die Kriegsoperationen zu schädigen, dann wird er gegen alle nervöse Ueberspannung gefestigt sein, und den wilden Gerüchten, die überall dort den lebhaftesten Widerhall finden, wo die Presse am ärgsten geknebelt wird, ist Tür und Tor verschlossen.

Wir hörten dieser Tage von einem Frankfurter Landsturmmanne, daß in seiner Abteilung von den alten Leuten, die zum Teil seit 20 Jahren kein Gewehr mehr in der Hand hatten, bei einer Scharschießübung so ausgezeichnete Resultate erzielt wurden, daß sich alle Offiziere darüber verwundert haben. Niemals ist bei einer Abteilung der „Aktiven“ (die oft mit Zittern und Zagen den Schießstand betreten, weil sie Strafergerzien befürchten, wenn sie schlechte Resultate haben) ein auch nur annähernd so gutes Ergebnis zu verzeichnen gewesen. Sollte das nicht auch den Militärbefehlshabern zu denken geben? Zeigt ihnen das nicht, wieviel besser als der erzwungene — der freiwillige Gehorsam zur Erreichung eines gewollten Zieles ist?

Europas Krieg, Amerikas Not.

Aus New York schreibt man uns vom Anfang September: Selbst in einem Lande, das wie die Vereinigten Staaten innerhalb seines Gebietes so ziemlich alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse der gemäßigten wie der heißen Zone in reicher Fülle produziert, dessen Industrie im Bezug von Rohmaterialien, von vereinzelten, nicht unbedingt notwendigen Artikeln abgesehen, vom Auslande unabhängig ist, dessen natürliche Ressourcen sozusagen unerschöpflich, dessen Mineralschätze unermesslich sind, das an Nationalwohlstand von keinem anderen Staate der Erde erreicht wird, das von den neun (bis jetzt) kriegführenden Nationen durch weite Westmeere getrennt ist, übt der europäisch-asiatische Konflikt verheerende Wirkungen aus.

Arbeitslosigkeit und Hunger sind die Signatur des Monats August, werden auch die der nächsten Monate sein. Handel und Wandel liegen darnieder. Die vor vier Wochen teilweise ausgesprochene Festsitzung, daß es dem Vergabe und der Schwerindustrie infolge der erwarteten Massen-Rückwanderungen der kriegsdienstpflichtigen europäischen Männer an Arbeitern fehlen werde, hat sich nicht erfüllt, hätte sich auch dann nicht verwirklicht, wenn den Zehntausenden deutscher und österreichisch-ungarischer Reservisten und Landwehrleuten die Rückkehr nach Europa nicht durch englische und französische Kriegsschiffe verweigert wäre.

Aus allen Teilen der Vereinigten Staaten kamen und kommen die Meldungen von Massen-Entlassungen der Arbeiter; von der Einschränkung der Arbeitszeit im Eisenbahnbetrieb, in der Schiffahrt, in der Industrie, im Bergbau und im Handel; von der Schließung von Fabriken und Bergwerken.

Nur zwei Industriezweige haben goldene Tage, stellen Arbeiter ein, so viel sie finden und in ihren Werkstätten beschäftigen können; sie lassen Ueberzeit und schichtweise arbeiten: die Waffen- und die Munitionsfabriken, die ihre Produkte nach Europa liefern.

Auf allen andern Erwerbsgebieten sieht es trübselig aus. In der Stadt New York allein zählt man weit über eine halbe Million Arbeitslose. Anderwärts ist es nicht besser. Und das Ausgangs August, da die Lage des Arbeitsmarktes am günstigsten zu sein pflegt! Angesichts dieser schweren allgemeinen Notlage verschließen kommunale und staatliche Behörden frivoler Weise die Ausführung von Arbeiten, für welche die Mittel bereits in dem Etat ausgemessen und in den betreffenden öffentlichen Kassen bereit gestellt sind. So hat die hiesige Stadtverwaltung auf alle Vorstellungen der Central Federated Union (New Yorker Gewerkschafts-kartell) nur die billige Ausrede, eine Kommune könne es angesichts der Unsicherheit des Wirtschaftens nicht verantworten, ihr Geld auszugeben, soweit das nicht zum Betrieb der Verwaltungsmaschinerie notwendig sei. Wenigstens ein Teil der noch im bürgerlichen Paktwasser befindlichen Arbeiter wird daraus eine Lehre ziehen und am kommenden 3. November einen sozialdemokratischen Wahlzettel in die Urne werfen.

Die Ausfuhr nach Deutschland und Österreich-Ungarn ist völlig unterbunden; diejenige nach Belgien auf ein Minimum, diejenige nach den andern Staaten des europäischen Kontinents stark zurückgegangen. Auch Englands Import aus den Vereinigten Staaten weist eine, wenn auch minder ausgesprochene Abnahme auf. Die Eroberung der südamerikanischen Märkte nimmt aber, wenn sie überhaupt gelingt, geraume Zeit in Anspruch, obwohl die europäische Konkurrenz infolge des Krieges gegenwärtig gelähmt ist.

Kaum waren die ersten Kriegserklärungen ergangen, als auch schon der Lebensmittelmangel der Truppen und die gewissenlose Gewinnsucht des hiesigen Zwischenhandels trotz der reichlichsten, in der Geschichte der Vereinigten Staaten verzeichneten Ernte und trotz der Verminderung der Ausfuhr die ohnehin schon herrschende, schlimme Teuerung schamlos verschärfte.

In wenig mehr als einer Woche gingen z. B. die Preise für Fleisch um über 25 Prozent, für Weizen um 12 Prozent, für Zucker gar um 40 Prozent in die Höhe. Dabei nahm der Fleischkonsum nach den Aussagen der eidlisch vernommenen Fleischer um 40 Prozent ab.

Auch in bürgerlichen Kreisen fand die schon am 14. August von dem Genossen Lanierfeld namens des sozialistischen Parteivorstandes erhobene Forderung nach der Verstaatlichung der Lebensmittelversorgung und nach der Erlassung eines Nahrungsmittelzufuhrverbots lebhaften Beifall. Das riefen sich auch die Wortführer der bürgerlichen Parteien auf und verlangten — die Anstellung einer Untersuchung und je nach deren Ergebnis die Einschränkung von Strafverfahren auf Grund der Antitrustgesetze.

Die Regierung tat den Politikanten denn auch den Gefallen, eine Untersuchung anzustellen, die selbstverständlich ausging wie das Hornberger Schießen. Immerhin war die günstige Aufnahme, welche des sozialistischen Parteivorstandes Forderung bei den breiten Massen fand, nicht einbremslos an den Lebensmittelmangel vorübergegangen. Die Preise für Nahrungsmittel gingen auf die Höhe der zweiten Hälfte zurück. Lange wird die Zustimmung der Halbabschneider kaum anhalten, so daß die Masse des Volkes einem doppelt schlimmen Winter entgegengeht.

Regierung und Kongreß (Bundesparlament) aber tun nichts, um der Not des Volkes zu steuern. Ja, wenn es sich um reiche Spekulantenhänder würde! Als die Schönen der Hochfinanz Anfang August infolge der durch den Krieg verursachten, inzwischen behobenen Geldknappheit um ihre Raubgewinne fürchten mußten, peitschten die beiden Häuser des Kongresses in drei Sitzungen ein „Not“-Gesetz durch, welches die Vorschriften über die Deckung der durch die National-Banken (Aktien-Gesellschaften) in Zirkulation gesetzten Banknoten amendiert und die Banknoten fast zum Papiergeld stempelt.

Nur das arme, hungernde Volk darf unter den Wirkungen des europäischen Krieges leiden, muß darunter leiden; denn seiner nehmen sich die herrschenden Gewalten nicht an.

Gerichtssaal.

Frankfurter Strafkammer.

Zuhälterei. Der Reisende Franz Hammerl reiste in Schnapsen und machte auch ganz gute Geschäfte. Aber um flottes Leben zu führen, hielt er sich nebenbei noch eine Maß. Die Geld abzuladen hatte. Das fing im Jahre 1901 an und endete im Jahre 1912, wo die Dame dem Schnapsreisenden durch einen leidenschaftigen Doktor abgespannt wurde. Hammerl wurde zu einem Jahre Gefängnis und drei Jahren Ehrverlust verurteilt.

Aus dem Krankenhaus entwichen. Die 25jährige Magdolene Schupp war wegen ansteckender Krankheit zur Zwangsheilung in das städtische Krankenhaus gebracht worden. Dort ist sie ausgerissen. Sie wurde wegen Vergehens gegen § 327 (Verletzung von Abperrungsmaßnahmen) zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt.

Telegramme.

Abermals ein englischer Kreuzer zerstört.

Berlin, 17. Oktober. (WTB. Nichtamtlich.) Aus London wird amtlich unterm 16. Oktober gemeldet: Am 15. Oktober nachmittags wurde der englische Kreuzer „Hawke“ in der nördlichen Nordsee durch den Torpedoschuß eines Unterseebootes zum Sinken gebracht. 1 Offizier und 49 Mann sind gerettet und in Aberdeen gelandet. Etwa 350 Mann werden vermißt. Zu gleicher Zeit wurde der Kreuzer „Theseus“ angegriffen, aber ohne Erfolg.

Wie uns von amtlicher Seite mitgeteilt wird, liegt eine Bestätigung der Nachricht deutscherseits noch nicht vor.

Der 1891 gebaute Kreuzer „Hawke“ gehört zur Klasse der geschützten Kreuzer. Er hatte 7820 Tonnen Wasserverdrängung und fuhr mit 19,5 Seemeilen Schnelligkeit. Armierung: 2 23,4 Zentimeter-Geschütze, 10 15,2, 17 kleinere. Maße des Schiffes: 109,8 Meter Länge, 18,3 Meter Breite, 7,2 Meter Tiefgang. Normal 550 Mann Besatzung.

Wiesbadener Theater.

Reichstheater.

Samstag, 17. Okt., 7 Uhr: „Das eiserne Kreuz“, „In Jiddi“, „Erster Akt nach der Grenze“.
Sonntag, 18. Okt., 7 Uhr: „Alles mobil!“
Montag, 19. Okt.: Geschlossen.
Dienstag, 20. Okt., 7 Uhr: „Die heilige Not“.
Mittwoch, 21. Okt., 7 Uhr: „Die fünf Frankfurter“.
Donnerstag, 22. Okt., 7 Uhr: „Alles mobil!“
Freitag, 23. Okt., 7 Uhr: „Das eiserne Kreuz“, „In Jiddi“, „I. Klasse nach der Grenze“.
Samstag, 24. Okt., 7 Uhr: Neu einstudiert: „Maria Theresia“.
Sonntag, 25. Okt., 7 Uhr: „Maria Theresia“.

Königliches Theater.

Samstag, 17. Okt., 7 Uhr: „Cavalleria rusticana“, Dierauf: „Auf-forderung zum Tanz“, Zum Schluß: „Versiegelt“, Ab. D.
Sonntag, 18. Okt., 7 Uhr: 1. Symphoniekonzert.
Montag, 19. Okt.: Geschlossen.

Spielplan der Frankfurter Theater.

Frankfurter Opernhaus.

Sonntag, 18. Okt., 7 Uhr: „Hoffmanns Erzählungen“, Im Ab. Gewöhnliche Preise.
Montag, 19. Okt.: Geschlossen.
Dienstag, 20. Okt., 7 Uhr: Bei kleinen Preisen: „Der Troubadour“, Im Ab.
Mittwoch, 21. Okt.: Geschlossen.
Donnerstag, 22. Okt., 7 Uhr: Neu einstudiert: „Cavalleria rusticana“, Dierauf zum ersten Male: „Der Ueberfall“, Oper von G. Böllner, Im Ab. Gew. Pr.
Freitag, 23. Okt., 7 Uhr: „Der Freischütz“, Auf. Ab. Gew. Pr.
Samstag, 24. Okt., 7 Uhr: „Don Juan“, Im Ab. Gew. Pr.
Sonntag, 25. Okt., 7 Uhr: „Cavalleria rusticana“, Dierauf: „Der Ueberfall“, Im Ab. Gew. Pr.
Montag, 26. Okt., 7 Uhr: „Martha“, Auf. Ab. Gew. Pr.
Dienstag, 27. Okt., 6 Uhr: „Die Waise“, Im Ab. Gew. Pr.
Mittwoch, 28. Okt., 7 Uhr: „Mignon“, Auf. Ab. Gew. Pr.
Donnerstag, 29. Okt., 7 Uhr: „Tannhäuser“, Im Ab. Gew. Pr.

Deutschkathol. (freirelig.) Gemeinde zu Wiesbaden.

Herr Prediger Kleber-Matthias spricht am Sonntag den 18. d. Mts. über das Thema:

„Religion und Krieg“.

Die Erbauung findet vermehrt pünktlich 10 Uhr im Bürgeraal des Rathauses statt. Der Zutritt ist für jedermann frei.

Restaurant „Zur Lokomotive“.

Botzheimersstrasse 146. — Haltestelle.

Werte Genossen! Erlaube mir meine Bekanntschaft in Erinnerung zu bringen und empfehle prima Bier, sowie kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. — Großes Vereinslokal mit Orchester.

W4400 Achtungsvoll Wilhelm Schauss.

Restauration „Port Arthur“.

Walramstr. 20.

Wiesbadener Germania-Brauerei. Besonders empfehle ein vorzügliches Mittag- und Abendessen.

Achtungsvoll Jakob Greis

Freidenkerverein Wiesbaden.

Sonntag den 18. Oktober, ab vormittags 10 Uhr:

Ausflug

nach Niedrich (Weidmühl), Treffpunkt: Albrecht-Dürer-Anlagen.

Gäste willkommen.

Wiesbadener Angelegenheiten.

Wiesbaden, 17. Oktober 1914.

Die Hausordnung im Reservelazarett.

In dem im Sanatorium „Lindenhof“ des Dr. v. a. n. n. errichteten Teillazarett ist neuerdings eine Hausordnung aufgestellt worden, die den lebhaften Unwillen der dort untergebrachten Verwundeten hervorgerufen hat. Es ist selbstverständlich, daß in einer solchen Anstalt Ordnung herrschen muß und daß man Leute, die nicht an peinliche Ordnung gewöhnt sind, durch Vorschriften dazu anhalten muß. Diese Vorschriften dürfen aber nicht den Anschein einer unangenehmen Schikane haben. Wenn den Leuten die Uniform abgenommen und in einem besonderen Räume aufbewahrt wird, so kann man eine solche Maßregel verstehen, weil sie schließlich aus hygienischen Gründen erlassen wurde. Nicht zu verstehen ist aber die Beschränkung der Ausgehzeit auf die Stunden von 11 bis 12 Uhr vormittags und von 2 bis 4 Uhr nachmittags. Man muß doch bedenken, daß in der Anstalt eine ganze Anzahl Leichtverwundeter liegt, die aus Wiesbaden und der Umgegend sind. Der Besuch ihrer Familien, der unter den obwaltenden Umständen doppelt erwünscht und ersehnt wird, ist in der kurzen Zeit fast unmöglich. Bisher war die Ausgehzeit von 3 bis 7 Uhr. Mit dieser Zeit ließ sich doch etwas anfangen. Ohne Erlaubnischein darf kein Verwundeter das Lazarett verlassen. Bisher schon haben die Verwundeten und Kranken bei der Reinigung der Zimmer und der Beseitigung ihrer Lagerstellen freiwillig geholfen. Es mißt aber sonderbar an, daß diese Arbeit jetzt in der Hausordnung ausdrücklich verlangt wird. Die Verwundeten und erkrankten Krieger sind doch in der Anstalt, um sich zu erholen und neue Kräfte zu sammeln für neue Kämpfe. „Auch außerhalb des Lazarets haben sich die Kranken, entsprechend ihrer militärischen Eigenschaft, anständig zu betragen“, lautet der § 9 der Hausordnung, es ist der vorletzte Paragraph, der letzte droht die Strafe für Verstöße gegen diese Hausordnung an. Ein anständiges Betragen fehlt man bei jedem Soldaten voraus, aber man schreibt so etwas nicht in eine Hausordnung. Und gerade diese Bestimmung läßt auch die Vermutung aufkommen, daß diese Hausordnung nicht von einer militärischen Verwaltung stammt, sondern von dem Besitzer des „Lindenhofs“, dem zu viele Freiheiten seiner Pflanzlinge unangenehm werden.

Kollektiv-Kriegsversicherung.

Die materielle Unterstützung von Angehörigen der Kriegsteilnehmer, die im Kampfe für ihr Vaterland ihr Leben lassen müssen, wird als eine moralische Pflicht der Allgemeinheit betrachtet. Da diese Hilfe an den zur Verfügung stehenden Mitteln aber eine Beschränkung findet, hat man von den verschiedensten Seiten den Weg der Möglichkeit der Versicherung, auf Gegenseitigkeit beruhend, um alsbald nach Schluß des Krieges den Hinterbliebenen der Gefallenen eine größere Summe baren Geldes zu sichern, mit der sie sich etwas besser helfen können, als mit den beschränkten täglichen Unterstützungen.

Die im Einverständnis mit der Generalkommission der Gewerkschaften und dem Vorstand des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine errichtete und seit 1. Oktober sehr häufig frequentierte Volksfürsorge-Kriegsversicherungskasse ist einzeln diesem Zweck gewidmet.

Die Praxis zeigt, daß diese Kasse zahlreichen Organisationen die erwünschte Gelegenheit gibt, nicht nur ihren am Kriege teilnehmenden Angestellten, sondern auch ihren Mitgliedern durch Einkauf bei der Kriegsversicherungskasse die Versicherung zu geben, daß in der Heimat für ihre Angehörigen gesorgt wird.

Gewerkschaftliche und private Betriebe können für ihre am Kriege beteiligten Angestellten Anteilscheine kaufen.

Darüber hinaus werden aber in vielen Konsumvereinen die Mitglieder ihrem Vorstand gern die Mittel bewilligen, damit er für die im Felde stehenden Mitglieder des Vereins

Anteilscheine erwirbt. Der Verzicht auf höchstens 1/4 bis 1/2 Prozent der nächsten Dividenden wird überall ausreichen, denjenigen, die für uns ihr Leben einsetzen, diese Wohltat zu erweisen.

Einzelne gewerkschaftliche Verbände werden durch einmalige Aufwendung einer größeren Summe Anteilscheine für ihre ausmarichierten Kollegen kaufen.

Gewerkschaftliche Lokalorganisationen, politische Gesamt- oder Bezirksvereine, gefällige Vereine aller Art können ihre Mitglieder versichern.

Mit der Zahl der Ausmarichierten festgestellt, ist beschlossen, wieviel Anteilscheine gekauft werden sollen, so muß sofort das Geld bei der Hauptverwaltung (Politikdepartement Nr. 7053) oder bei einer Rechnungsstelle der Volksfürsorge eingezahlt und die Zahl der zu Versicherenden mitgeteilt werden. Von dem Zeitpunkt der Einzahlung ab ist die Versicherung rechtskräftig. Die Namen und notwendigen Personalien der zu Versicherenden und der für den Anteilschein und die zur Auszahlung gelangende Summe bestimmten Empfangsberechtigten, wie sie auf den Antragskarten zu ersehen sind, können dann nachgeliefert werden. Durch diese Vereinfachung kann der Versicherungsbeginn beschleunigt werden, was bei den großen Verlusten im Felde von größter Bedeutung ist.

Bei den großen Opfern, die der Krieg täglich fordert, ist Beschleunigung der Entschädigung und der Einzahlung wichtig.

Die Volksfürsorge und deren Funktionäre haben keinerlei Vorteil von dieser Kasse, Gewerkschaften und Genossenschaften stellen ihre Organisationen unentgeltlich in den Dienst der Sache. Die ganze eingehende Summe wird restlos zugunsten der Angehörigen der Gefallenen aufgeteilt.

Kein Pfennig wird an Unwürdige fallen. Selbst wenn eine Organisation das Glid hätte, daß ihre Versicherten alle wiederkehrten, würde sie sich darüber sicher nicht weniger freuen, als darüber, daß ihre ausgewendeten Mittel dazu dienen, den Gefallenen für das Opfer ihres Lebens zu danken durch die Vinderung der Not und der Trauer ihrer Angehörigen.

Kriegskreditbank in Wiesbaden.

Zwischen dem Magistrat und den am Platze befindlichen für die Kreditfürsorge in Betracht kommenden Organisationen finden schon seit einiger Zeit Verhandlungen statt, die den Zweck haben sollen, das durch den Krieg verursachte besondere Kreditbedürfnis durch Gründung einer Kriegskreditbank zu befriedigen. Es scheint, als ob diese Verhandlungen zu einem günstigen Ergebnis führen würden; wenigstens fand gestern unter dem Vorstehe des Oberbürgermeisters eine Besprechung im Rathaus statt, an der außer den beiden hiesigen Vorstandsvereinen (Vorschaufverein und Vereinsbank) auch die Landesbank, die Deutsche Bank, die Dresdener Bank, die Diskontogesellschaft, die Mitteldeutsche Kreditbank, die Bank für Handel und Industrie und das Bankhaus Perle teilnahmen. Auch die Handelskammer, die der Sache großes Interesse entgegenbringt, war vertreten, ebenso auch die Handwerkskammer und der Lokalgewerbeverein. Bei den Beratungen wurde in den wesentlichsten Punkten Einverständnis erzielt; jedenfalls scheint jetzt schon ziemlich sicher zu sein, daß die Gründung der Kriegskreditbank zustande kommt. An dem in der Besprechung gemachten Organisationsentwurf, der die Statuten der Bank ausarbeiten soll, sind neben den vorgenannten Banken auch die Handelskammer und die Handwerkskammer vertreten; Justizrat Dr. Guttmann ist auf Eruchen der städtischen Verwaltung dem Ausschusse beigetreten, für den Magistrat Stadtrat Schulte.

Die Freizone und der Krieg. Die Generalversammlung der Abwandsinnung der Freizone beschäftigte sich u. a. auch mit der Geschäftslage während des Krieges. Die meisten Geschäftsinhaber führten Klage darüber, daß es ihnen nicht möglich sei, die hohe Ladenmiete aufzubringen. Es wurde eine Kom-

mission gewählt, die mit den Hausbesitzern wegen der Ermäßigung der Mieten unterhandeln soll.

Berufsmäßige Krankenpflegerinnen. Das Rote Kreuz fordert alle ausgebildeten Krankenpflegerinnen, soweit sie arbeitslos sind, auf, sich bei Abteilung 5, Zimmer 38b des Rathauses zu melden. Es soll festgestellt werden, wieviele ausgebildete Krankenpflegerinnen gegenwärtig arbeitslos sind.

Gewerbliche Fortbildungsschule. Der Unterricht in der Fortbildungsschule zu Wiesbaden für das Winterhalbjahr 1914/15 beginnt am Montag den 19. Oktober und findet statt von 8 bis 12 und von 2 bis 6 Uhr, Sonntags von 8 bis 11 Uhr.

Eine Hotelpflicht. Ueber das Vermögen der Barkhotelbetriebsgesellschaft Wiesbaden ist das Konkursverfahren eröffnet worden. Das war vorauszuheben, denn die Grundlagen dieser Gründung waren recht schwankend. Das Unternehmen gehörte zuerst dem früheren Barbeführer Egert, der aber auch Konkurs machte und dann in die Betriebsgesellschaft überging. Das Personal dieses luxuriösen Betriebes mußte sich besonders wegen seiner Löhne wehren. Im Laufe des vergangenen Sommers stellte das gesamte Personal die Arbeit schon einmal ein, weil zu viel Löhne rückständig waren, und nahm die Arbeit erst wieder auf, als die Lohnzahlung garantiert war. Verschiedene Lohnstreitigkeiten am Gewerbegericht zeigten dann die mangelnde Solidität des Unternehmens.

Aus dem Kreise Wiesbaden.

Diebstahl, 16. Okt. (Stadtratsbesitzung) findet am nächsten Mittwoch den 21. Oktober, nachmittags 6 Uhr, statt. Auf der Tagesordnung steht u. a.: Wahl für das aus dem Magistrat ausgeschiedene Mitglied Kommerzienrat Seifert, Genehmigung einer Spende für die Provinz Ostpreußen und für Eisch-Lothringen, Kriegsversicherung für die zum Heere einberufenen Wiesbacher Bürger, Zustimmung zu dem Beschluß der Kriegsunterstützungskommission betr. Übernahme von Entbindungsgeldern im Falle der Hilfsbedürftigkeit, Zustimmung zu einem prinzipiellen Beschluß über die von der Stadt zu gewährenden Familienunterstützung, Weitere Bewilligung von Mitteln zur Durchführung der durch den Krieg entstehenden Ausgaben.

Dagheim, 16. Okt. (Neue Einquartierung) ist am nächsten Montag in unserer Gemeinde wieder zu erwarten. Die neu eingezogenen Mannschaften des ungedienten Landsturms werden zum Teil hierher quartiert.

Schierstein, 16. Okt. (Straßenbahn.) Die Direktion der Südbahnen hat für die Linie Wiesbach-Schierstein noch einen weiteren Wagen eingelegt, der abends 10 Uhr 45 Min. von Wiesbach abfährt.

Vereine und Versammlungen.

Wiesbaden, Naturfreunde. Sonntag Beteiligung am Ausflug ins Freidenkerviertel; Abm. 10 Uhr von den Albrecht-Dürer-Anlagen, Fahr. 30 Pfg. — Deutscher Bauarbeiter-Verb. Sonntag vorm. 10 Uhr Generalvers. im Gewerkschaftshaus.

Wiesbach, Freie Turnerschaft. Dienstag halb 9 Uhr Versammlung im „Kaiser Adolf“.

Aus den umliegenden Kreisen.

Höchstpreise für Lebensmittel.

Von überall her kommen die Klagen, daß ganz plötzlich die Kartoffelpreise heraufgedrückt werden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Grund dafür in einer künstlichen Zurückhaltung zu suchen ist. Die Ernte ist so, daß — bei einer richtigen Ausnutzung der Kartoffeln für die Ernährung der Menschen — an einen wirklichen Mangel nicht gedacht werden kann. Tatsächlich sind uns in einzelnen Fällen denn auch ganz genaue Angaben über die Zurückhaltung der eingeernteten Kartoffeln durch große Gutbesitzer gemacht worden. Ein so genauer Kenner der landwirtschaftlichen Verhältnisse, wie der bayerische Zentrumsabgeordnete Dr. Heim, der Führer der bayerischen Bauerngenossen-

Frau Redepenning.

Daß der liebe Gott in diesem Kriege von allen Seiten ein wenig zu häufig angerufen wird, dürfte vielleicht auch die Gläubigsten und Frommsten zugeben. Und oft genug ist man geneigt, die, die immer wieder den Himmlischen in die recht irdische Debatte hineinziehen, an das Bibelwort zu erinnern: Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes nicht unnötig führen!

Den Rekord bei den Versuchen, das göttliche Wesen in den Dienst sehr menschlicher Interessen zu stellen, hat aber zweifellos eine sichere Frau Redepenning in Skettin erreicht. Die Dame ist Hausbesitzerin und richtete vor einiger Zeit den „Samburger Nachrichten“ zufolge an die in ihren Häusern wohnenden Mieter folgendes Schreiben:

Herr und Frau R. R.!

Die gewaltige Wendung, die durch die Gnade des Allmächtigen Gottes unsere durch seine Macht und Kraft bewaffneten Truppen uns errungen haben, lassen uns in eine große gesegnete kommende Zeit bliden. Möchte unser Volk so viel Gnade nie bekommen, wie den allmächtigen Gott, der Staat und Volk vor allem Uebel bewahrt. Ihre Wohnung kostet vom 1. Oktober ab 30 Mk. mehr.

Achtungsvoll Frau Redepenning.

Frau Redepenning tut, als sie nicht täglich beim lieben Gott zur Anfechtung. Daß sie nur nicht am Ende der Teufels packt und ihr einheizt „30 Grad mehr“.

Englische Enst.

Daß der Blutdurst gewisser Zirkler international ist, zeigt ein Bericht aus dem sehr frommen „Daily Graphic“, das der „Schwab. Merkur“ mitteilt. Das englische Blatt brachte es am 20. August: Down with the Germans, down with them all! O Army and Navy, be sure of their fall! Spare not one of them, those desecrated spies, Cut their tongues, pull out their eyes Down down with them all!

Zu deutsch:

Nieder die Deutschen! Nieder sie alle! O Flotte, o Heer! Zerschelt nicht an ihrem Falle! Sollt nicht einen verschonen von den falschen Spionen! Ihre Zungen abschneiden! Ihre Augen austragen! Nieder, nieder mit ihnen allen! Die Mutgier der Zirkler scheint übrigens (in England, wie anderswo) mit dem Quadrate der Entfernung von der Schlachtfeld zu wachsen.

Kleines Feuilleton.

Geldpostbriefe.

Von Artillerie- und Fliegerkämpfen in der Champagne

Beachtet uns ein Wehrmann aus Ebersheim: Viel Schlimmes haben wir schon erlebt. In einem Tage im September regneten die Granaten nur so; dabei erhielten zwei Offiziere unserer Batterie einen „Volltreffer“. Leutnant Sch. wurde in Schilde gerissen, Leutnant B. wurde ein Bein abgeschossen.

... auch unser Wachmeister fiel am selben Tage. Wir vom fünften Geschütz mußten zweimal mitten durch den Kugelnregen; wie durch ein Wunder blieben wir aber ohne Verletzung.

Kost komisch berührt es einen, daß jetzt in den französischen Zeitungen so viele Proteste gegen unsere Zeppelinbomben losgelassen werden; dabei werden wir täglich von den französischen „Hörnern“ bedacht, die sogar ihre eigenen Dörfer beschießen und in den letzten Tagen zweimal unserer Vagabunden großen Schaden zugefügt haben. Einmal töbelen sie sechs Mann und zehn Pferde, einmal warfen sie in unsere Feldbatterei Bomben, wobei drei Mann und vier Pferde verlegt wurden.

Dieser Tage waren wir auch Zeugen eines geradezu aufregenden Duells zwischen einem deutschen und einem französischen Flieger. Der erstere hatte die feindlichen Stellungen ausgefundschloßt und wollte „nach Hause“ fliegen; da kam in rasender Fahrt ein Franzmann an und näherte sich unserem Flieger, der aber offenbar eine stärkere Maschine hatte und hoch in die Luft stieg. Der französische war dicht unter ihm. Auf einmal — wir hielten alle den Atem an — jauchte unser Flieger fast senkrecht auf den Franzosen herunter, wie ein Geier auf ein Duhn. Im letzten Augenblick aber drehte er sich seitwärts, und der Franzose fuhr auch wieder zurück. Ich hätte gewünscht, selber da mitmachen zu können, ich wäre aber nicht ununterrichteter Dinge seitwärts gefahren. ...

„Darauf können wir stolz sein!“

Die „Holzarbeiter-Zeitung“ veröffentlicht den Geldpostbrief eines Berliner Holzarbeiters, in dem es heißt:

... Von mir persönlich kann ich sagen, daß ich wohl auf bin und an der Eroberung Alfis teilgenommen habe. Viele gute

Kometen sind an meiner Seite gefallen, unter anderen eines unserer Mitglieder, der Kollege Grassow aus Welkenes. Der Kollege Otto Cph. Klaviermacher, ist schwer verwundet. Nach diesen Entbehrungen in den vergangenen Wochen haben wir jetzt ein gutes Quartier und werden in der lebenswichtigen Weise von der Bevölkerung Alfis versorgt. Wenn ich heil nach Hause komme, werde ich manches berichten können. Das eine kann ich aber jetzt schon sagen: der Einfluß der politischen und gewerkschaftlichen Erziehung hat sich auch im Felde gezeigt. Unsere Partei- und Gewerkschaftsgenossen haben sich durch vernünftiges und braves Verhalten ausgezeichnet. Darauf können wir stolz sein! Freundschaftlichen Gruß W. G.

Episoden aus der Schlacht an der Marne.

Luigi Barzini, der französische Korrespondent des „Corriere della Sera“ schildert in seiner Zeitung einige tragische Episoden aus den Kämpfen an der Marne. Er schreibt unter anderem:

„In einer Straße in Chantilly fand ein Kampf statt von Mann gegen Mann, wofür die gehäuften Leichen zeugen. Ein Trupp Deutsche, der dort zurückgeblieben war, hatte auf beiden Seiten der Straße Barrikaden errichtet und unterhielt so das Feuer, zwischen den Barrikaden eingegraben. Sie konnten sich nicht mehr zurückziehen. Sie leisteten Widerstand, so lange sie es vermochten, der letzte gefallene Franzose lag nur drei Meter von ihnen entfernt. Aber der Sturm zog über sie hin und warf sie zu Boden. Von Bajonetten durchbohrt, liegen sie in einer Reihe in den Verschützungen. Verbogene Bajonetts, zerbrochene Gewehre beweisen, wie wild und verzweifelt der Kampf gewesen sein muß. Als erster in der Reihe liegt der Sergeant, der sie angeführt hat. Er sah aus, als gäbe er noch im Tode Befehle. Eine französische Gruppe liegt um die Leiche eines Offiziers. Wie sich die Toten gleichen! Nur die Uniform unterscheidet sie. Es ist eine Art Bruderschaft zwischen den gefallenen Feinden. Jeder Deutsche hat noch seinen Tornister auf den Schultern und ist tabellos uniformiert, als wäre er für eine Parade ausgerüstet. Nichts an ihm ist beim Fallen in Unordnung geraten. Der Gürtel, die Patronentasche, der Säbel, die Uniformen aller Art, zusammengeklappte Decken und Bettdecken, grau in grau, sauber, zusammengeklappt und verschmückt, — alles scheint ungetrennt zum Körper zu gehören. Nicht einmal der mit dem grauen Heberzug besetzte Helm ist ihm vom Kopf gefallen. Während die gefallenen Franzosen die Wildheit des Angriffs verraten, beweisen die gefallenen Deutschen noch im Tode Ordnung und Disziplin.“

Haften, hat in einem Zeitungsartikel betont, bei richtiger Ausnutzung der Kartoffelernte sei schon ein Preis von 3 Mark viel zu hoch; es müsse möglich sein, die Kartoffeln für 2.20 Mark für den Zentner abzugeben.

Sieht man aber die tatsächlich geforderten Preise an, so übersteigen sie schon nicht selten das Doppelte. Es ist also dringend nötig, daß Maßnahmen getroffen werden, um diesen ganz ungerechtfertigten Preistreibern entgegenzuwirken. Erfreulicherweise haben denn auch bereits einige Gemeinden Höchstpreise festgesetzt. Freilich, nicht immer mit genügender Berücksichtigung der Konsumenteninteressen. Es ist zweifellos zu hoch gegriffen, wenn z. B. der San- noversche Magistrat die Höchstpreise auf 5 Pfennig für das Pfund und 4 Mark für den Zentner festgesetzt hat. Zwar wird in der Bekanntmachung ausdrücklich betont, diese Preise dürften nur für erste Qualitäten gefordert werden; aber es ist zu befürchten, daß sie bald allgemein gefordert werden; überdies scheinen sie auch für die besten Sorten reichlich hoch bemessen.

Eher erscheint es schon angemessen, wenn z. B. der Oberbürgermeister von Siegen für gute Speisefartoffeln einen Höchstpreis von 3 Pfennig für das Pfund bestimmte. Diese Preisfestsetzung hatte allerdings zur Folge, daß die auf dem Markt erschienenen Händler sich zum Teil weigerten, ihre Ware zu verkaufen. Sie hielten ihre Sacke zugebunden und erklärten, sie hätten die Kartoffeln schon im ganzen verkauft. Aber die Behörden ließen sich nicht irreführen. Sie stellten die Unrichtigkeit dieser Angaben fest und ließen durch die Polizei die Sacke wieder aufbinden und die Kartoffeln zum festgesetzten Höchstpreis verkaufen, um dann den Händlern den Erlös einzuhändigen.

In Büdingen sind die Behörden noch strenger vorgegangen als in Siegen. Dort hat das Großherzogliche Kreisamt den Höchstpreis für Kartoffeln auf 5.50 Mark für den Doppelzentner festgesetzt. Wer Kartoffeln zu höheren Preisen verkauft oder Ware verheimlicht, wird mit Geldstrafe bis zu 3000 Mark oder mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft.

Für Fleisch wurden in Büdingen folgende Höchstpreise festgesetzt: für das Pfund Schweinefleisch, Roteilefleisch 70 Pfennig, Bauchfleisch 65 Pfennig, für Leber- und Blutwurst das Pfund 65 Pfennig, für Fleischwurst und Schwarzmagen 80 Pfennig.

Der Oberbürgermeister von Darmstadt hat nach Anhörung von Sachverständigen den Preis für ausserlebens Speisefartoffeln frei Keller im Einzelverkauf je nach der Sorte auf höchstens 6 bis 7 1/2 Mark das Malter festgesetzt. In Wagonladung bezogen, bei weniger vorrätigem Auslesen, sind niedrigere Preise am Platze. Wer diese Preise überschreitet, oder für geringere Sorten die höchsten Preise verlangt, macht sich der Ueberschuldung schuldig und wird un-nachlässig zur Verantwortung gezogen.

Die letztgenannten Beispiele zeigen, daß es sehr wohl angeht, durch Zwangsmaßnahmen eine Uebertreibung der Bevölkerung beim Einkauf ihres wichtigsten Nahrungsmittels zu verhindern. Es wäre nur dringend zu wünschen, daß das Beispiel der heftigen Behörden auch in Preußen recht bald Nachahmung findet. Oder richtet man in Preußen die starke Hand und die Macht der Karrieren. Die in Friedenszeiten „notleidenden Landwirte“ sollten in Kriegszeiten sich einmal mit der gesamten Bevölkerung trösten. Es kann doch unmöglich länger geduldet werden, wie hier die Konsumenten zugunsten kleiner Kreise über die Ohren gehauen werden. Die Ernte war gut, ungewöhnlich gut. Die Einbringung der Ernte ist den Landwirten überall gegliedert und nicht teurer als sonst gekommen, eher billiger, weil zuerst billige frimillia un- bezahlte Kräfte mithalfen. Es ist im Interesse der Volksmasse unbedingt notwendig, daß den Preistreibern der Grundbesitzer Einhalt geboten wird. Den Behörden wäre zu empfehlen, bei der Beratung dieser Höchstpreise nicht nur Vertreter der landwirtschaftlichen Organisationen, sondern auch Vertreter der Konsumgenossenschaften, sowie der Arbeiter und ihrer Organisationen zuzuziehen.

Höchst, 16. Okt. (Der Konsumverein) versendet heute seinen Geschäftsbericht pro 1913/14, dem wir folgendes entnehmen. Das vergangene Jahr war in allen Stücken das beste, das der Verein bisher zurückgelegt hat, sowohl was Mitgliederzunahme, als auch was Umsatzsteigerung und innere finanzielle Stärkung anbelangt. An Mitgliedern nahm die Genossenschaft 1145 zu, der Umsatz stieg auf über 1 1/2 Millionen Mark, und die Bilanz weist erfreuliche Zahlen auf. Im Berichtsjahre eröffnete die Genossenschaft vier neue Abgabestellen, und zwar in Eppstein und Bockenhausen durch Uebernahme des Konsumvereins in Eppstein (Lannus), in Lorschbach, ebenfalls durch Uebernahme des dortigen Vereins, und auf Drängen seiner Mitglieder eine weitere in Nied (dem sogenannten Sachsenhausen). Während der jetzigen Kriegs-

„Maubeuge ou la mort!“

Von Genossen Bloß wird uns geschrieben: Die heute vielgenannte Festung Maubeuge hat schon in früheren Feldzügen eine große Rolle gespielt, namentlich im Revolutionskrieg von 1793. Damals wurde Maubeuge von dem Bringen von Koburg mit einer österreichischen Armee belagert, und der Wohlfahrtsausschuß in Paris befohl dem General Jourdan, Maubeuge zu entsetzen. Der Befehl lautete, der Energie der revolutionären Regierung entsprechend, sehr einfach: „Maubeuge oder den Tod!“ Dem General Jourdan war damit angefeindet, daß er im Falle einer Niederlage vor das Revolutions-tribunal gestellt werden würde. Jourdan schlug die West- reicher in der zweitägigen Schlacht von Battignies, an welcher auch Carnot, der geniale „Organisator des Sieges“, teilnahm. Maubeuge ward entsetzt, und der lakonische Befehl: „Maubeuge oder den Tod!“ erhielt sich noch lange in der Erinnerung des Volkes.

Daran knüpft sich eine andere Erinnerung. Am Mittelrhein, in Baden, Hessen und der Pfalz hört man heute noch beim Karten- und Würfelspiel, wenn alles auf einen Trumpf oder Wurf gesetzt wird, die Worte: „Jetzt Tod oder Landau!“ Das ist gleichfalls eine Erinnerung an 1793. Damals wurde das von den Franzosen besetzte Landau von den Preußen belagert, und der junge General Doche erhielt den Befehl: „Landau oder den Tod!“, was er zu seinem Feldgeschrei machte. Dieser 23jährige Held, der einige Jahre zuvor noch Stalljunge und dann gemeiner Soldat gewesen, schlug zwei der berühmtesten Feldherren seiner Zeit, den General Bismarck und den Herzog von Braunschweig, letzteren bei Weissenburg, wo 1870 die Franzosen geschlagen wurden, und entsetzte Landau. Der lakonische Befehl: „Landau oder den Tod!“ hat sich dem Volke seinerzeit so tief eingeprägt, daß es ihn unbewußt heute noch zum Vorschein bringt. Lang, lang ist's her!

Dem Andenken unserer auf dem Kriegsschauplatz gefallenen Genossen!

Albert Jordan, Heddernheim

gefallen am 28. August im Elsch

Jakob Gukler, Frankfurt a. M.-Bockenheimer

gefallen am 30. September

Jakob Janz, Gonzenheim

gefallen am 26. September in Frankreich

Philipp Blich, Frankfurt a. M.-Nordost II

gefallen am 28. September

Heinr. Schmehl, Goldarbeiter, Langendiebach

gefallen am 2. Oktober bei Noye

zeit hat die Genossenschaft ihre volle Pflicht als Hüterin der Konsumenteninteressen der Bevölkerung getan, indem sie überall, teilweise in Verbindung mit den übrigen deutschen Konsumvereinen, durch die Großeinkaufsgesellschaft Deutscher Konsumvereine dort einschritt, wo der Lebensmittelpreis einzutreten drohte. Ohne Zweifel haben hier die Konsumvereine eine wichtige wirtschaftliche Funktion erfüllt. Im ganzen zeugt der Bericht von einer gesunden Fortentwicklung des Konsumvereins, auf die seine Mitglieder stolz sein können. Wir werden noch gebeten, darauf aufmerksam zu machen, daß jedermann, ohne irgendwelche Ausnahme, Mitglied der genannten Genossenschaft werden kann. Nähere Auskunft wird in den Abgabestellen des Vereins erteilt.

Friedberg, 16. Okt. (Einigungsamt.) Die hiesige Handelskammer hat für die Kreise Friedberg, Büdingen und Schotten ein Einigungsamt errichtet, das den Zweck verfolgt, einen Ausgleich der Interessen der Gläubiger und Schuldner in der gegenwärtigen Krisis und wirtschaftlichen Notlage herbeizuführen. Die Tätigkeit des Einigungsamtes ist unentgeltlich. Den Vorsitz des aus fünf Handelskammermitgliedern bestehenden Amtes übernimmt der Fabrikant Langsdorf-Friedberg.

Schotten, 16. Okt. (Ein Alkoholverbot.) Für die Duer der Landturmaushebung im Kreise Schotten hat das Kreisamt ein Alkoholverbot erlassen. In allen Gemeinden des Kreises darf von abends 7 Uhr bis morgens 9 Uhr und in der Stadt Schotten am 21. Oktober von früh 9 Uhr bis abends 6 Uhr kein alkoholhaltiges Getränk verkauft oder unentgeltlich abgegeben werden. Zuwiderhandlungen werden streng bestraft.

Aus dem Vogelsberg, 16. Okt. (Unfall.) In Reuters stürzte eine ältere Frau von einem hohen Strohhäufen ab und starb auf der Stelle.

Vingen, 14. Okt. (Das Vinger Loch gesperrt.) Das ständige Fallen des Wassers macht sich jetzt schon bei der Rheinschiffahrt bemerkbar. Die Schiffe müssen bei der Fahrt durch das Gebirge und durch den Rheingau nach dem Wasserstande abgeleitet werden, wenn sie nicht in Gefahr kommen sollen, aufzulaufen. Der Radfahrerschleppdampfer „Stadelhaus und Wuchlo Nr. III“ befand sich mit drei Schleppfähnen im Anhang auf der Fahrt zu Berg. Bei der Fahrt durch das Vinger Loch fuhr der mittlere Anhängelahn an den Vinger Lochbänken fest. Trotz aller Anstrengungen gelang es dem Dampfer nicht, das Schiff freizuturnen. Infolgedessen brach er erst die beiden anderen Anhängelähne nach Vingen, und brachte dann den festgefahrenen Kahn frei. Von Vingen aus setzte der Schleppdampfer seine Fahrt mit nur einem Kahn fort. Während dieser Zeit — etwa fünf Stunden — war das Vinger Loch für die Verkehrsahrt vollständig gesperrt. Im Gebirge sammelten sich, trotz der wenig lebhaften Schifffahrt, etwa fünfzehn Schleppzüge an, die infolgedessen nur bis Vingen fahren konnten. Der Fahrverkehr konnte wenigstens zum Teil durch das neue Fahrwasser geleitet werden.

Weslar, 16. Okt. (Lebensmilde.) Heute sprang ein junges Mädchen aus Limburg in die Bahn, wurde jedoch noch lebend ans Land gebracht. — (Arbeitsgelegenheit.) Das Stahlwerk Thullen in Gaggingen (Rothringen) sucht in verschiedenen Zeitungen circa 1500 Arbeiter, darunter Hochofen- und Bergarbeiter, Walzer, Schlosser, Elektriker, Maschinenisten, Maurer, Erd- und Hilfsarbeiter. Das Bürgermeistamt Weslar nimmt Anmeldungen entgegen. Der Schichtlohn beträgt 3.75 bis 5 Mark. Auch soll für billige Logis- und Verpflegungsgelassenheit gesorgt werden. Auf diesen Werken haben bekanntlich bisher viele Ausländer gearbeitet, die in ihre Heimat zurück mußten.

Siegen, 16. Okt. (Notlinderung.) Der hiesige Bürgermeister gibt bekannt, daß durch die Einrückung vieler Siegerer Kräfte ins Kriegslager ein Notstand für unheimliche Kräfte eingetreten sei. Für diese werden deshalb jetzt Sprechstunden im städtischen Krankenhaus eingerichtet, und zwar von 10 bis 11 Uhr vormittags und von 4 bis 5 Uhr nachmittags.

Aus Frankfurt a. M.

Der Geschäftsbericht des Konsumvereins.

Der Konsumverein für Frankfurt und Umgebung veröffentlicht jetzt seinen Bericht für das 14. Geschäftsjahr. Wie viele Geschäfte, so hat auch der Konsumverein stark unter dem Einfluß des Krieges zu leiden. Ein Teil der Angestellten (Fahrer, Wäcker, Lagerhalter usw.) wurde zur Fahne berufen; außerdem wurden 6 Autos und 18 Pferde bei der Mobilmachung requiriert. Das hatte in den ersten Tagen des Kriegsausbruchs eine gewaltige Störung zur Folge, wozu dann noch die Störung im Eisenbahn- und Schiffsbetrieb kam. Diese Störungen wurden um so mehr empfunden, als bekanntlich in den ersten Tagen der Mobilmachung ein Sturm auf alle Läden eintrat, weil jeder sich, so gut er konnte, eindecken wollte. Alle diese und andere Schwierigkeiten (Annullierung einer Reihe Lieferungsverträge, unerhörte Preissteigerung einer Anzahl Waren) hat der Konsumverein gut überstanden, und es kann heute zur Beruhigung der Mitglieder gesagt werden: der Konsumverein ist für die nächsten Monate des Krieges gerüstet. Er hat sich mit den notwendigen Lebensmitteln so eingebedeckt, daß eine Notlage nicht zu befürchten ist.

Unter Berücksichtigung all der Schwierigkeiten, die der Krieg mit sich bringt, kann der Geschäftsabluß als ein guter bezeichnet

werden. Der Mitgliederbestand betrug am 1. Juli 1913 27.069, im Laufe des Geschäftsjahres traten ein 4930. Abgesehen von der durch Tod und andere Umstände Ausgetretenen war der Mitgliederbestand am 1. Juli 1914 31.492. Die Kasssumme der Mitglieder betrug am 30. Juni 1914 985.830 Mark; sie vermehrte sich um 114.990 Mark. Die Geschäftsumsätze betrugen am 30. Juni 1914 593.578.47 Mark gegen 493.603.24 Mark am 30. Juni 1913. Der Gesamtumsatz betrug in diesem Geschäftsjahre 11.617.193.37 Mark, im Vorjahre 10.641.743.39 Mark. Der Mehrumsatz betrug also 875.454.98 Mark. Von diesem Gesamtumsatz kommen auf das eigene Geschäft 8.165.789.65 Mark, auf das Lieferantengeschäft 3.100.763.15 Mark. Der Umsatz in Bier (Hauslieferung) betrug 30.349.07 Mark; er hat sich gegen das Vorjahr um 3547.64 Mark verringert. Der Umsatz in der Bäckerei betrug 1.632.082 Mark; gegen das Vorjahr mehr 140.510 Mark. Die Bäckerei produzierte 10.168.853 Pfund Brot und 6.625.905 Brötchen im Gesamtwerk von 1.632.082.56 Mark. Die Mehlpreise waren vor Beginn des Krieges etwas niedriger als im Vorjahr, weshalb auch das Betriebsergebnis der Bäckerei erfreulicher ist. Die Ertrübrigung beträgt 26.887.50 Mark; im Vorjahr 11.007.72 Mark.

Im Laufe des Jahres wurden zehn neue Verkaufsstellen eröffnet, die einen Jahresumsatz von 139.000 Mark hatten.

Der Personalbestand des Konsumvereins hat sich gegen das Vorjahr um 39 Personen vermehrt. Es sind beschäftigt: 3 Vorstandsmitglieder, 1 Verwaltungsbeamter, 12 Bureauangestellte, 2 Lagerverwalter, 68 Lagerhalter, 4 Lagerhalterinnen, 204 Verkäuferinnen, 25 Lagerarbeiter, 25 Fuhrleute, 7 Chauffeure, 11 Handwerker, 20 Baderinnen, 2 Putzfrauen, 2 Bademeister, 3 Schlichter, 33 Wäcker, 15 Bräutchenrangerinnen; insgesamt 627 Personen. Ihre Arbeits- und Lohnverhältnisse sind durch Tarife geregelt. Die Kosten der sozialen Versicherungsgesetzgebung, die die Verwaltung trägt, erreichen die respektable Höhe von 62.177.21 Mark, wozu jetzt noch wöchentlich etwa 800 Mark für Kriegsfürsorge kommen.

Auch die Sparkasse hat mit der Entwicklung des Unternehmens gleichen Schritt gehalten. Es wurden 39.813 Sparmarken à 50 Pfennig verkauft, 3700 mehr wie im Vorjahr. Die Spar-einkünfte betrugen am 1. Juli 1914 1.665.050.75 Mark; sie erfuhren eine Vermehrung um 418.218.03 Mark.

Der Reinertrag beziffert sich auf 79.755.96 Mark, wovon 20.000 Mark zur Unterstützung für durch den Krieg in Not geratene Mitglieder Verwendung finden sollen.

Der Vorstand schließt seinen Bericht mit den Worten: Wir dürfen den diesjährigen Geschäftsbericht unseren Mitgliedern mit dem freudigen Gefühl in die Hände legen, auch im kommenden Geschäftsjahre in allen Sparten einen Fortschritt gemacht zu haben. Trotz des wenig günstigen Einflusses der wirtschaftlichen Konjunktur, trotz wüster Hebe unserer Gegner zeigt unser Verein, zeigen die ziffernmäßigen Erfolge unseres Unterbandes, des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine und seiner Schwesterunterbande, daß die genossenschaftliche Idee von Jahr zu Jahr in weitere Kreise des werktätigen Volkes eindringt. In demselben Maße, wie sich die Ausbreitung der genossenschaftlichen Betriebe vollzieht, gibt eine innere, finanzielle Kräftigung der einzelnen Unternehmen einher, wird die Position jedes einzelnen Mitarbeiters durch ein vernünftiges Tarifwerk verbessert, wird der Sparinn angelehrt, der Barverkauf und damit die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des einzelnen gepflegt und gefördert, kurzum ein Stück Sozialismus praktisch betätigt.

Auch in der Zeit der Kriegsnot werden wir unser Schicksal mit fester Hand durch die Klippen und Tiefen des aufgewühlten Wirtschaftslebens steuern. Das es uns gelingt, dafür bürgt neben dem Willen zur Tat der solide Unterbau, den wir mit Unterstützung unserer weitaussehenden Mitglieder in 14 Jahren schaffen konnten. Der Krieg wird nicht nur für den Staat ein Jungherren sein, auch für unseren Verein wird er sich als Prüfstein unerschütterlicher Solidarität erweisen. Wenn die Glocken den von uns allen selbstdienstlich gewünschten Frieden einläuten, wird und muß der Konsumverein für Frankfurt a. M. und Umgegend unbeschädigt und ungeschwächt dastehen. Voraussetzung ist jedoch, daß alle Mitglieder treu zu ihrem Unternehmen stehen.

Wer mag es, sich untätig zur Seite zu stellen? Niemand! Laßt uns mit Stolz und Zuversicht wappnen! In Treue steht!

Heiteres aus Klein-Paris.

In Heddernheim, auch Klein-Paris genannt, ist eine Geschichte passiert, die zwar recht traurig ist, aber doch manche Leute zu heiterer Lacherei zwingen wird. Ein etwa 31 Jahre alter Herr, der, wie der Hauptmann von Köpenick, Georg Vogt heißt, beschwerte sich bei der Hauptmannschaft in der ersten Augustwoche, daß er schon am dritten Mobilmachungstage eingezogen habe. Das sei doch eigentlich nicht recht, daß man die alten Leute zu allererst drannehme. Und man stimme ihm zu und bedauerte ihn. Glücklicherweise wurde der Herr Vogt vorläufig nur zur Prüdenbeobachtung verwandt, eine immerhin nicht übermäßig riskante Aufgabe. Nach einigen Tagen erschien der Mann aber selbstmarmisch, selbstgrau. Wegen ge- schiedener Kauferei ein Auge verloren, wie kann man ihn denn im Schlachtfeld verwenden? Herr Vogt widerlegte aber diesen Einwand mit der Bemerkung, daß er während seiner aktiven Dienstzeit auch „links“ geschossen habe. Dann war der wackere Wehrmann für einige Tage verschwunden. Er kehrte aber wieder zurück und erzählte nun, daß er zu den Meldeleuten nach Gaggenau gekommen sei. Da der Staat für alle seine Leute sorgt, hatte der Herr Vogt nur auch eine vollständige Meldeleutenuniform an. Als er aber an einem der nächsten Tage doch wieder in Infanterieuniform spazieren ging, meinte der Hedderheimer Wachmeister, Herr Althardt, es könnte doch nichts schaden, wenn man sich einmal erkundigen würde, wieso diese vielseitige Verwendbarkeit des Vogt zu erklären sei. Als Wachmeister Althardt die Wohnung des Vogt betrat, fand er zunächst einige Mäntel allerneuesten Schnittes von verschiedenen Regimentern. Das reizte natürlich zu weiteren Nachforschungen und sie da: In einer Nebenkammer war eine vollständige Kleider- und Waffenkammer, die mancher Kompanie zur Freude gereicht hätte: Feldflaschen, Drillschaden, Mäntel, blaue und graue Tüchchen, 7 Leibriemen, eine Kitema von den 8tern, 11 Militärschneidmesser, 16 Paar neue Unterhosen, verschiedene neue Seitengewehre, ein ganz neues Infanteriegewehr (Modell 1898), Gewehrriemen, Patronen, Offiziershelme, Waffenzüge, 4 Paar kurze Stiefel, 7 Paar Schnürschuhe, 1 Paar lange Reistiefel, eine Anzahl weiche Decken, eine blaue Schirmmütze und mehrere andere schmeichele Röhren usw. Vogt kam gerade mit neuen Beutejäten an, während Wachmeister Althardt eine „Inspektion“ ausnahm. Er wollte sich noch ein wenig frech sein, gab aber schließlich klein bei, als ihm auf den Kopf zugeflatter wurde, daß er ja als „bawend dienstunfähig“ entlassen sei und keinerlei Amtsbezugnisse habe.

Wie man vermutet, hat Vogt zunächst bei einem Althändler eine alte Kitema abgehängt, dann ging er in verschiedene Kasernen in Frankfurt und der Umgegend und „ergänzte“ seine Beute. Schließlich hat er auch noch an einem anderen Platze ein „Abteil“ „Depot“. Vogt hat den Beweis geliefert, daß man nicht einmal eine Hauptmannsuniform braucht, um allerlei schöne Dinge zu beschaffen.

Das Petroleum wird knapp. Da die Zufuhr von Petroleum nur unter erschwerten Umständen möglich ist, liefert die deutsch-amerikanische Petroleumgesellschaft nur noch 40 bis 50 Prozent. Im eigentlichen Interesse wird deshalb das Publikum um eine Einschränkung des Petroleumverbrauchs gebeten.

Schwerer Unfall. Am Bahnhofplatz stürzte gestern eine Lehrerin von einem fahrenden Straßenbahnwagen. Sie prallte unter die Räder des Anhängerwagens, die ihr den linken Fuß zerquetschten. Die Lehrerin kam in das Marienkrankenhaus.